Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

r. 6 Leipzig, den 7. Februar 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Von der Wahrhaftigkeit: 2 — Die Schriftfrage und das Basler Missionshaus — In Sachen des rrers Wenck. Offner Brief an das Großherzogliche Oberkonsistorium in Darmstadt — Der antike Kommunismus und Sozialis s. Schluß — Ein zweites Wort über die Feuerbestattung. Mit Anmerkung des Herausgebers — Verschiedenes: Neuere Litteratur Schriftfrage; Von Ritschl weg?; Erfreuliches aus der Presse zum kirchlichen Streit — Anzeigen

Von der Wahrhaftigkeit

2

Wer aber auch in keinem Worte fehlet, der ist ein llkommner Mann und kann auch den ganzen Leib Zaume halten, heißts Jak. 2, 2. So gewiß die Wahr tigkeit eine der primitivsten Christenpflichten ist, ebenso gewiß sie eine der schwersten; sie schließt Aufgaben in sich, an denen : ein Leben lang zu lernen haben. Anders steht es auch mit n Glauben, der Liebe, der Demut nicht: wo sie fehlen, ist christ es Leben noch gar nicht da, und doch wird auch der ernsteste rist in dem längsten Leben hier über das Lernen nicht hin skommen.

Doch inwiefern ist die Pflicht der Wahrhaftigkeit schwer? suisten und Rigoristen haben Schwierigkeiten der mannig hsten Art erörtert. Soll dem Kinde, dem Kranken oder : dem Feinde im Kriegsfalle stets die volle Wahrheit agt werden? Soll aus dem gesellschaftlichen Leben jede flichkeitsform verschwinden, die nicht völlig wahr ist? Und e soll ich handeln, wenn Amtsgeheimnisse oder ein Versprechen ine Zunge binden? Diese Schwierigkeiten sind sämtlich nur ezialformen der einen großen Schwierigkeit, worunter die thätigung der Wahrhaftigkeit in diesem Leben leidet. Aber r können von ihnen ausgehen. Im Prinzip werden die isten Ethiker, d. h. die meisten derer, die berufsmäßig der tigen Fragen der Sittlichkeit ihr Nachdenken widmen, darüber iig sein, daß die Pflicht der Wahrhaftigkeit dann nicht verletzt rd, wenn dem, der die ganze Wahrheit nicht versteht oder nicht vertragen kann, die ganze Wahrheit vorenthalten wird, nn im Kriege, wo jede Gemeinschaft aufgesagt ist, ein Recht s Feindes auf die Wahrheit nicht anerkannt wird. Ebenso rd man zugeben, daß all die Ausdrücke, über deren Abweichung n der Wirklichkeit volle Uebereinstimmung besteht, im gesell aftlichen Leben nur nach ihrem Kurswert, nicht nach ihrem rachlichen Prägewert beurteilt werden dürfen. Niemand endlich ird in Abrede stellen, daß es Bindungen der Zunge durch Amt er Versprechen giebt, die eine Versagung der Wahrheitsmit lung rechtfertigen. Allein mit der prinzipiellen Entscheidung hier nicht viel geholfen. Daß es eine unrichtige und un tliche Bevormundung andrer giebt — seien sie krank oder reif —, eine Bevormundung, die mit der Pflicht der Wahr ftigkeit sich nicht verträgt, ist ebenso zweifellos wie dies, daß n wahrhaftiger Mensch in der Anwendung der gesellschaftlichen çons de parler zurückhaltender sein wird, als der, der Fünf nmal gerade sein läßt. Auch die andern Fälle, in denen Ver gung der Wahrheit ganz gewiß vielfach keine Verletzung der ahrhaftigkeit in sich schließt, liegen in der Praxis oft sehr rwickelt, ganz abgesehen davon, daß auch der, den ein Amts heimnis oder ein Versprechen bindet, nie das Recht hat, seinem ächsten Unwahres als Wahrheit mitzuteilen. Sich durchzu den durch all diese Schwierigkeiten — das fällt trotz aller prinzipiellen Entscheidungen in jedem Einzelfalle dem Einzelnen aufs Gewissen.

Und diese Schwierigkeiten sind längst nicht die einzigen. Sie entspringen einer Wurzel, die noch manche andre Schößlinge treibt. Die Wurzel ist die Unvollkommenheit, und soweit berechtigte Furcht vor Mißbrauch der Wahrheit in Betracht kommt, die Sünde in der Menschheit. Unvollkommenheit und Sünde hat aber jeder auch im eignen Herzen. Daraus erwachsen noch ungleich größere Schwierigkeiten. Ich denke nicht daran, daß Eitelkeit, sei es in der groben Form der Ehrsucht oder Gefallsucht u. dergl., sei es in der feinern Form der falschen Scham, uns zur Unwahrhaftigkeit versuchen. Was da Pflicht ist, ist klar, so gewiß in Bezug auf ihre Erfüllung das apostolische Wort Recht behält: wer auch in keinem Worte fehlet, der ist ein vollkommner Mann. Schwierig macht unsre Sünde und Unvollkommenheit die Wahrhaftigkeit deshalb, weil wir uns gar nicht stets so geben dürfen, wie wir sind. Ists nicht Pflicht, lieblose oder sonst sündliche Gedanken, Zorn, Spottsucht u. dergl. im Herzen zu verschließen? Müssen wir uns nicht stets bemühen, uns von unsrer besten Seite zu zeigen, auch wenn sie in uns noch in ungleichem Kampfe liegt mit Schlechterm? Gewiß. Aber die Grenzen zum Unrecht hin sind hier oft dem selbstsüchtigen Menschenherzen in seiner Blindheit nicht erkennbar genug. Volle Wahrhaftigkeit ist eine Schwester der Demut.

Man unterscheidet zwar mit Recht „objektive" und „subjektive" Unwahrhaftigkeit. Doch ists „vollkommen," wenn jemand durch Fanatismus, Streitsucht und Lieblosigkeit, ohne subjektiv unwahr zu werden, blind wird gegenüber dem, was er nicht sehen will, und wenn er dann seine halben Wahrheiten und Viertelwahrheiten als ganze Wahrheiten auskramt? Der Jakobusbrief urteilt hierüber sehr scharf und läßt uns, indem er die Grenzen zwischen objektiver und subjektiver Unwahrheit verwischt, neue Schwierigkeiten der Wahrhaftigkeitspflicht erkennen. Wenn dieselbe Zunge, so führt er aus, die zum Lobe Gottes gebraucht wird, dem Neiden und Zanken dient, so ist man unwahr, wenn man des erstern sich rühmt (3, 14). Quillet auch ein Brunnen aus einem Loche süß und bitter? (3, 11). Wenn man das Wort ganz ernst nimmt, so erkennt man: die Vollkommenheit der vollen Wahrhaftigkeit ist hier unerreichbar. Die bittre Wurzel wird in keinem Menschenherzen ganz sterben vor dem Leibe.

Doch die Schwierigkeit der vollen Wahrhaftigkeit schränkt den Ernst der Verpflichtung wahrlich nicht ein. Vollste Wahrhaftigkeit wohnt nur in reinen Herzen, das ist wahr. Aber gleichwie die Herzensreinheit ein Ziel sein soll, nach dem wir betend und ringend uns strecken sollen mit ganzer Kraft, obwohl wirs hier nie ganz erreichen werden, — so auch die Wahrhaftigkeit. Daß sie bei keinem sündigen Menschen hier sich vollendet, das macht sie wahrlich nicht minderwertig. Im Gegenteil: sie gehört zu den Himmelsblumen, die, weil sie droben

erst zu voller Blüte kommen, jedem, den ihr Duft erfreut, eine Weissagung sind auf die Vollendung in Gottes Ewigkeit. Das adelt sie. Und darum adelt sie die, die sie knospend schon hienieden schmückt. Sie sollte das Zeichen aller derer sein, die Gottes Kinder sind und immer mehr — werden wollen.

L

Die Schriftfrage und das Basler Missionshaus

1. Im Sommer 1894 erschien eine kleine Schrift des ersten theologischen Lehrers am Basler Missionshause, Pfarrers Kinzler, mit dem Titel: Ueber Recht und Unrecht der Bibelkritik.*) Der Verfasser war dazu gekommen, dies Büchlein zu schreiben, weil er bemerkt hatte, daß viele Geistliche, die die alten Anschauungen über Entstehung, Inspiration und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift aufgegeben hatten, um deswillen von den Laien als unaufrichtig, ja als ungläubig betrachtet wurden. Er wollte nun den Laien dazu helfen, die Theologen besser zu verstehen und gerechter zu beurteilen. Er wollte ihnen zeigen, wie man, ohne den festen Grund des evangelischen Glaubens zu verlassen, ja gerade wenn man in lebendigem Glauben steht, eine freiere Stellung zur heiligen Schrift einnehmen, wie man die Anstöße und menschlichen Unvollkommenheiten in der Schrift ehrlich anerkennen und doch zugleich sich ehrlich unter die Schrift stellen und ihre Lebenskräfte mit demütigem Dank gegen Gott in sich aufnehmen kann. Er wollte zeigen, daß es des Christen unwürdig ist, zu Advokatenkünsten seine Zuflucht zu nehmen, um sich über die Unvollkommenheiten der Schrift hinwegzutäuschen, daß es vielmehr seine Pflicht ist, den Grundsatz festzuhalten: Was wahr ist, muß wahr bleiben. Zugleich verpflichtete ihn zu offner Anerkennung der gesicherten Ergebnisse der historischen Bibelforschung die Rücksicht auf den künftigen Beruf der ihm anvertrauten Missionszöglinge. Viele von diesen kommen nach Indien, wo heutzutage die Behauptungen der Kritik von den Gegnern des Christentums durch Traktate geflissentlich verbreitet und den Missionaren bei ihrer öffentlichen Predigt öffentlich vorgehalten werden. Seine Schüler sollten befähigt werden, Wahrheit und Irrtum der kritischen Aufstellungen unterscheiden zu können und zu einer dem wirklichen Thatbestande der Schrift entsprechenden Anschauung über ihr Wesen und ihre Entstehung zu gelangen.

Demgemäß macht Pfarrer Kinzler seine Leser in dem genannten Büchlein mit einigen Ergebnissen einer gewissenhaften und respektvollen Kritik der Schrift bekannt, zeigt, daß in den Büchern Mose verschiedne Quellenschriften mit einander verwoben sind, daß Hiob ein Lehrgedicht ist, daß der zweite Teil des Buches Jesaia in die Zeit des Exils zu rücken ist, daß Daniel erst in späterer Zeit verfaßt ist u. s. w. Vor allem aber weist er nach, daß unser Glaube von den Ergebnissen der Kritik unabhängig ist:

Nicht auf der Bibel als solcher ruht unser Glaube, d. h. unser Glaubensleben, sondern auf dem in der Bibel neben manchem andern uns bezeugten Worte Gottes von seinem Heil in Christo Jesu, das unter der Fügung der guten Hand Gottes durch seinen Geist der Same des neuen Gotteslebens in uns geworden ist. Dieses Leben in Gott durch Jesum Christum im heiligen Geist steht aber auf so festem Grund, daß wir in getroster und sicherer Ruhe an die Untersuchung der biblischen Schriften gehen können.

Darum beansprucht aber auch der Verfasser als Mann der Wissenschaft das Recht, die kirchliche Ueberlieferung bezüglich des Alters und der Verfasserschaft der verschiednen biblischen Schriften zu untersuchen, und thut dies auch. Er beruhigt die Aengstlichen damit, daß das Ergebnis solcher Untersuchungen unsern Glauben nicht berühren kann, weil er auf einer That Gottes ruht, die Er an uns gethan hat:

Die Hand Gottes in den innern und äußern Führungen, sodann das Wort vom Kreuze des Sohnes Gottes, und zum dritten der Geist Gottes, der in uns wirkte, das sind die drei Faktoren, durch die wir gläubig geworden sind.

2. Diese Schrift von Herrn Pfarrer Kinzler wurde nun von vielen mit dankbarer Freude begrüßt, aber auch viele gerade unter den gläubigen Christen und Missionsfreunden wurden

*) Vgl. das Litteraturverzeichnis unter „Verschiednem". D H

dadurch befremdet und beunruhigt. Vor allem aber ließ Theod von Lerber, Altschuldirektor in Bern, eine Gegenschrift a „offnen Brief" erscheinen, die, mit erstaunlicher Emsigkeit u Findigkeit in die weitesten Kreise, an die Stundenbrüder Württen bergs, der Schweiz und Badens und die Missionsfreunde auf de Lande verbreitet, die Beunruhigung erst recht weckte. Dies offne Brief läßt es leider nicht nur an der Liebe, sondern auch der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit fehlen; er sät Unkraut unt den Weizen und hat viele zu einem ungerechten Urteil über d Basler Mission und deren Lehrer verführt. Uebertreibung u Entstellung zieht sich als schwarzer Faden durch das gan Schriftstück. Pfarrer Kinzler wird zu den „Brahminen" g rechnet; was er Unebenheiten in der Bibel nennt, nennt d offne Brief Fehler und Schnitzer, der Prediger fängt mit ein „großen Lüge" an, das Buch Daniel wird zu einer freche infamen Urkundenfälschung, durch die alle Welt, selbst Jes nicht ausgenommen, düpirt wurde; Jes. 40 bis 66 wird d Machwerk eines servilen Juden, der dem persischen Monarche den Hof machen will. Weil Pfarrer Kinzler wagt, über d Entstehungszeit und Autorschaft einiger Bücher andrer Ansic zu sein, werden ihm die weitestgehenden Schlußfolgerungen die Schuhe geschoben, die bei Strauß und Renan enden müßte Der Verfasser wird verdächtigt und verketzert, es fehle ihm a Glauben an die Allmacht Gottes und des heiligen Geiste Lerber sagt:

Warum muß denn absolut Jes. 40 bis 66 von einem späte Propheten sein? Antwort: Ach sehr begreiflich! Daß der heilige Ge sollte schon 150 Jahre zum voraus den Namen Kores gewußt und d Zerstörung des Tempels 100 Jahre zum voraus als schon geschehe geschaut und seinem Propheten enthüllt haben, das ist ja haarsträuben So weit geht die Allwissenheit Gottes nicht, das widerstreitet der Ve nunft der Brahminen. Darum muß ein zweiter Esaias gelebt habe Daß der heilige Geist die Geschicke der Weltreiche unter den Seleuzide so genau sollte vorausgewußt haben — nein, das ist unmöglich! Daru muß das Buch Daniel 400 Jahre später als vaticinatio post eventum*) angesetzt werden. Dann gehts, dann paßts in das Gottesbegriffle der Theologen.

Endlich wird in dem offnen Brief allen diesen Nachgiebig keiten gegen die Kritik die strengste Inspirationstheorie gegen übergestellt, zu der sich der Schreiber bekennt. Sein Got kann alle diese wunderbaren Dinge. Ihm ist nichts unmöglic Gott selbst ist der Verfasser jeder Zeile der heiligen Schrif Der einzige Unterschied von der krassesten Inspirationslehre alte Stils ist der, daß der Schreiber nicht mehr annimmt, es s alles „diktirt." Aber Irrtümer jeder Art sind vollkomme ausgeschlossen.

Da nun die Lehre von der Bibelinspiration so hochwichti ist und unter den Händen des Missionshauslehrers die Bibe zu einem von unzähligen Irrtümern angefüllten Buch wird sodaß man bei keinem der 1191 Kapitel sicher ist von ihm nicht angeführt zu werden, erklärt von Lerber, er werde unte den 264 Missionsgesellschaften der Erde natürlich nur der sei volles Interesse zuwenden, die mit ihm auf dem gleichen Bode der Bibelinspiration stehe.

Das Merkwürdigste an diesem Schriftstück ist aber, da der offne Brief mit dürren Worten anerkennt, daß nieman durch den Inspirationsglauben selig wird, sondern allein dur die lebendige Hingabe an den Erlöser.

Wir [Herr Pfarrer Kinzler und der Verfasser] sind ja beide Kinde Gottes. Es handelt sich also in unsrer Diskussion nicht um die Kriti unsers beiderseitigen Glaubensstandes in Christo. . . . Und nun genug Darin, lieber Herr Pfarrer, sind wir vollkommen einig, daß nieman durch den Inspirationsglauben selig wird, sondern einzig und allei durch lebendige Hingabe an unsern hochgelobten Erlöser, den Gottessoh Jesum Christum. In diesem Glauben reicht Ihnen über den Zau der Inspirationslehre von Herzen die Bruderhand Th. v. Lerber.

Also bei der völligsten Einsicht in die Nebensächlichkeit de Inspirationsfrage in Bezug auf den Glaubensstand wird doc gerade diese Nebensache aufgegriffen. Derselbe, dem auf de einen Seite von Herzen die Bruderhand gereicht wird, wir auf der andern Seite verketzert als ein Lehrer von mangel haftem Glauben und eine Gefahr für die Basler Mission. Wi nun der Verfasser bei der Einsicht, daß der Zaun der Inspira tionslehre nicht hindert, sich in Christo brüderlich zu lieben

*) Weissagung nach Eintreffen des Geweissagten. D H

h dazu kommen konnte, ein solches Schriftstück aufzusetzen, ist der That schwer verständlich.*) Wenn der Glaubensstand in risto das Eine ist, was not thut, dann lasse man sich doch rch solche Nebendinge nicht zu Lieblosigkeiten hinreißen. Vor : einen großen leuchtenden Hauptsache muß alles andre, auch : Inspirationsbegriff der Theologen, in geziemendes Dunkel cücktreten.

3. Diesem Angriff auf das Basler Missionshaus mußte ie Entgegnung werden. Sie erschien vom Inspektor des asler Missionshauses im Dezember 1894. Nur einer Ausahl von Freunden mitgeteilt, um den Schwachen nicht Aergernis geben, ist dieses Schriftchen doch das Beste, was in der Sache sagt worden ist.**) Hier wird darauf hingewiesen, daß es eine ibelkritik geben muß, die auf dem Grunde des Glaubens steht d voll das Uebernatürliche in der Offenbarung Gottes ankennt, zugleich aber auch ganz aufrichtig dasteht. Es wird zeigt, daß auch gläubige Theologen die alte Inspirationslehre d den auf ihr ruhenden Glauben an die vollständige Irrmslosigkeit der Schrift in jeder Beziehung mehr oder weniger üssen fahren lassen, lediglich aus Liebe zur Wahrheit. Hier ißt es: ich kann nicht anders. Es wird darauf aufmerksam macht, daß die Bedeutung der heiligen Schrift in erster Linie rin liegt, daß sie von der Offenbarung Gottes Zeugnis giebt d deren bleibenden Ertrag übermittelt, auf den wir für Leben d Sterben angewiesen sind. Wenn nun in solchem, was iner Natur nach nicht Offenbarungswahrheit, also menschlich t, menschliche Irrungen vorkommen, braucht man sich daran icht zu stoßen. Selbst auf geistigem Gebiet muß der Christ nterscheiden lernen zwischen dem, was göttlich wahr und gut, nd dem, was menschlich ist. Daran, daß das Einzelne der Schrift sich dem Ganzen ihrer göttlichen Heilsthaten und Wahreitszeugnisse einfügt, in diesem Ganzen seine Bedeutung und Stellung findet, wie ein Baustein im Tempel, daran hat er gläubige Christ einen Maßstab auch für das Einzelne in er Schrift. Und wer sich in den Hallen dieses Tempels mit ufgeschlossenem, Gott suchendem Sinn bewegt, der empfindet und erfährt, daß hier Gottes Haus ist.

Der Gegensatz zwischen einer solchen Betrachtung der heiligen Schrift und der alten Inspirationslehre wird dahin präzisirt, daß die letztere von einer selbstgemachten Vorstellung, wie die Bibel beschaffen sein müsse, um den Zwecken Gottes zu dienen, ausgehe. Sie muß, sagt die kluge Menschenvernunft, absolut rrtumslos und darum von dem allwissenden Gott selber gemacht ein. Allein, wenn es nun Gott gefallen hat, sich menschliche Zeugen seiner Offenbarung zuzubereiten, die so davon reden, wie es Menschen vermögen; wenn die wirkliche Bibel gegen jene Lehre menschlicher Vernunft immer wieder protestirt als gegen eine Menschensatzung, was dann? Dann bleibt nichts andres übrig als seiner selbstgemachten Vorstellung von der Bibel zu lieb die Bibel zu meistern. Dann kommt es zum Wegdisputiren, zu gezwungnen Erklärungen, zu Gewaltthätigkeit und Unwahrheit. Es ist nicht die Lust am Verneinen, sondern ein mächtiger Wahrheitstrieb und das tiefe Bedürfnis, festen Grund des Glaubens zu haben, was heute auch den gläubigsten Theologen, ja gerade den, dem der Glaube tiefstes Herzensanliegen ist, treibt, zu untersuchen, was geschichtlich feststeht. Darum sehen sie sich nach einer bessern und wahreren Begründung des Ansehens der heiligen Schrift um, als die alte Inspirationslehre bieten kann. Und da denkt man sicherlich würdiger von Gott und begegnet ihm demütiger, wo man die Schrift nimmt, wie sie ist, und sie erforscht, als da, wo man Gott vorschreibt, wie er die Schrift müsse gemacht haben, und sie dreht und deutet, bis sie zu der eingebildeten Menschensatzung wenigstens zu passen scheint. Denn in Wirklichkeit paßt sie nie dazu. — Endlich

*) Das ist aber meines Erachtens gerade die Pointe des in dieser Beziehung hoch interessanten Schriftchens. Dies verstehen heißt die ganze Richtung verstehen, in deren Namen v. Lerber spricht. Ich glaube, es lohnt sich aus praktischem Interesse heraus doch, sich in diesen für uns so offenbaren Widerspruch hineinzudenken. Man wird dann auch manche Ausschreitungen des Schriftchens anders beurteilen, als sie oben beurteilt worden sind. D H

**) Das Schriftchen von Oehler ist also ebenso wie das von v. Lerber im Buchhandel nicht zu haben. D H

wird noch darauf aufmerksam gemacht, daß Männer wie Luther, Calvin, Bengel, Thiersch, Delitzsch, Gundert den durch die Inspirationslehre begründeten Glauben an die Irrtumslosigkeit der Schrift nicht geteilt, sondern das Recht der Kritik geübt oder anerkannt haben; und daß bei der Freiheit von Buchstabenknechtschaft kein Stück des evangelischen Glaubens preisgegeben werde, sondern auch im Missionshaus jedem Zögling der Christus der Bibel vor Augen gestellt und immer und immer wieder auf ihn hingewiesen werde.

4. Eine zweite Entgegnung hat darum besondres Interesse, weil sie von einem Laien stammt. Sie trägt den Titel: Am Wasser Mara, und ist von Dr. Hermann Christ. Dem Verfasser des offnen Briefes wird seine Lieblosigkeit und Unwahrheit vorgehalten. Besonders wohlthuend aber ist das Urteil dieses Laien über die Inspirationslehre:

In der Bibel finden wir dieses von den alten Theologen erdachte Wort [Inspiration] nicht. Die Sache selbst ist auch nicht ins Glaubensbekenntnis oder den lutherischen Katechismus aufgenommen, es ist also Menschenweisheit. Uns [Laien] ist die Bibel das Lebensbuch allein, und nichts als das. Wir suchen darin nichts andres als unsre Erbauung. Mit Inspiration bezeichnen die Theologen das Wehen und Walten des heiligen Geistes in der Bibel. Ich appellire an die innere Erfahrung eines jeden. Sehr lange saßen wir schon vor einem Vers, einem Kapitel, ja einem ganzen Buche der Bibel und hatten nichts davon. Es war uns verschlossen, denn wir verstanden es nicht, oder noch schlimmer, es stieß uns ab, es mutete uns fremdartig an. Und was wir nicht verstehen, dabei empfinden wir auch kein Wehen des heiligen Geistes. Wir würden uns und dem heiligen Geist selbst lügen und heucheln, wenn wir das behaupten wollten. Aber nur Geduld, über kurz oder lang bricht aus dem einst verschlossenen Schriftwort für uns eine ungewohnte Fülle von Trost und Erleuchtung hervor. Das Schöpfen ist ein langsames, und neben dem Lebenswasser erscheint uns einiges als ungenießbarer Sand, bis der heilige Geist uns auch darin die echten Goldkörner enthüllt. Die Hand aufs Herz! Sind etwa keine dunkeln Stellen, keine Schwierigkeiten in der Bibel? Und sind sie etwa beseitigt mit dem allgemeinen Satz, daß jedes Wort in der Bibel gleich inspirirt ist? Gott Lob, daß wir einfachen Leute diese Schwierigkeiten nicht erlesen und erledigen müssen, und daß, wenn wir auf sie stoßen, wir uns in das köstliche eine, große Wort verschanzen können, das uns keine Inspirationstheorie, sondern der Heiland selbst zu eigen gemacht hat: Joh. 3, 16. Haben wir Laien überhaupt das Zeug dazu oder gar die Pflicht, in dieser allerschwierigsten Frage der ganzen Theologie Stellung zu nehmen? Nicht im mindesten. Ueberheben wir uns doch nicht. Wehe denen, die euch vorschwatzen, euch stehe es zu, abzuurteilen in dieser Sache. Sie verleiten euch zu Lieblosigkeiten, deren Folgen sie selbst nicht übersehen, rauben euch den Frieden und ziehen das Unkraut des geistlichen Hochmuts im Herzen groß. Hat etwa die absolute Inspirationstheorie, wie alles Menschliche, nicht auch ihre Gefahren? Sie ist zwar einfach, allein legt sie nicht, sobald sie zum Zwang werden sollte, auf die Seele einen unerträglichen Bann und bringt sie in bittere Versuchung zur Heuchelei? Muß ich bei Strafe jede Silbe des Buches gleich inspirirt empfinden, so habe ich ein geschlagnes Gewissen, wenn mir das nicht gelingt, und die Freudigkeit und Unbefangenheit des Bibellesens ist mir vergällt. Hütet euch vor den Abgöttern! Stellt die teure Bibel nicht unter einen Bann, umgebt sie nicht mit der Dornenhecke einer Menschensatzung, sonst macht ihr sie nur dem weniger erleuchteten Laien gefährlich und zuletzt verhaßt und hindert deren Gebetslektüre, statt deren gesegneten Brauch zu fördern! Ich lege auf euer Gewissen jeden, den ihr mit diesem Inspirationsbegriff abschreckt und ärgert! Und wenn ein Engel vom Himmel käme und predigte ein andres Evangelium als das des gekreuzigten Herrn Jesu, so höret ihn nicht! Käme aber ein Engel vom Himmel und gäbe euch ein andres Kennzeichen der Erlösten als dieses Evangelium allein, irgend eine Lehre, irgend eine Satzung, so höret ihn nicht: er ist nicht aus der Wahrheit.

Zum Schluß wird dem Verfasser des offnen Briefes das Gewissen geschärft, daß man nach solchen Verunglimpfungen und Verdächtigungen nicht im Handumdrehen sich mit einer geschädigten Gottessache abfinden könne; die wirklichen Freunde der Mission aber werden gebeten, in bösen Gerüchten ihr das Zutrauen nicht zu entziehen, sondern ihr die Unterstützung ihrer Gebete und ihre Mitarbeit auch weiterhin in immer reicherm Maße zu gewähren, denn: sie ist es wert.

5. Das Erfreuliche an diesem Vorkommnis ist, daß man sieht, wie die Inspirationstheorie nachgerade aufhört, das Schibbolet der Gläubigkeit zu sein. Es bricht sich auch bei den Laien die Einsicht Bahn, daß eine derartige Ansicht nicht zu den heilsnotwendigen Lehren gehört; ja daß man mit ihr den Thatsachen Gewalt anthut. Der einfache Christ, der sich seine Stellung zur Bibel nicht nach einer Theorie, sondern nach dem thatsächlichen Befund seines Innern klar macht, muß die Zumutung jener Lehre als eine Unwahrhaftigkeit und Gewaltsamkeit von

sich weisen. Der litterarische Streit, so gewiß er auf der einen Seite eine Anzahl von des Denkens ungewohnten Leuten beängstigt hat, wird doch nicht verfehlen, auf der andern Seite eine weit größere Anzahl von einem Druck zu befreien, ihnen einen freiern und klarern Blick in die Bibel zu eröffnen und das Vertrauen zur Aufrichtigkeit der Geistlichen und der Lehrer der betroffnen Anstalt zu stärken. Die Tage eines starren Inspirationsbegriffs sind dahin; bald wird man sich nicht mehr durch Verketzerungen wie die des offnen Briefes aufregen lassen, sondern ihnen entgegenhalten: mache man mit solchen Dingen doch mir und der Gemeinde Gottes keine Mühe mehr! Vielleicht wird man dann erkennen, daß viel Wahrheit in dem Wort eines andern schweizerischen Laien (Professor Hilty) liegt: Dem Ansehen der Bibel hat die ungehörige Vorstellung von der Inspiration jedes Wortes mehr geschadet, als die Angriffe ihrer Feinde. Jedenfalls ist es in unsern Tagen nur zu oft der Inspirations- und Kritikbegriff, der die Gemeinde der Erlösten in zwei Lager auseinandersprengt und sie nicht unter dem Kreuz des gemeinsamen Erlösers sich die Hände reichen läßt.*)

Beachtenswert ist auch, daß in dem Schreiben des Missionsinspektors nicht nur ohne Aengstlichkeit darauf hingewiesen wird, daß Irrungen der Schrift in Dingen, die nicht zur Offenbarungswahrheit gehören, uns nicht zu stoßen brauchen, sondern daß der Christ auch eine geistliche Kritik des Schriftinhalts anzustellen hat; daß er als Maßstab für die Wahrheit des Einzelnen in der Schrift den ganzen großen Zusammenhang des Schriftzeugnisses hat, daß das Einzelne sich diesem Ganzen einfügen muß, und daß vor allem der Christus der Bibel es ist, in dem der ganze Reichtum göttlicher Wahrheit in der Schrift beschlossen liegt. Gewiß darf eine Missionsanstalt, die auf solche Weise der Wahrheit die Ehre giebt und ihre Zöglinge frei von Buchstabenknechtschaft in den Geist Christi zu gründen sich bemüht, nicht nur (wie das die Gegenwart schon zeigt) einer gesegneten Wirksamkeit unter der Heidenwelt entgegenblicken, sondern auch der treuen Teilnahme solcher, die gleichen Geistes sind, sich versichert halten**). C Stuckert

---

In Sachen des Pfarrers Wenck

Offner Brief an das Großherzogliche Oberkonsistorium in Darmstadt

Hochwürdiges Oberkonsistorium!

Hochgeehrte Herren!

Indem ich mich anschicke, meine Pflicht zu thun und zu der Angelegenheit des Pfarrers Wenck mich öffentlich zu äußern, finde ich keine schicklichere Form als die eines direkt an Ihre Adresse gerichteten offnen Wortes. Ich bin durch zu viele wertvolle Beziehungen teils mit Ihnen selbst, teils mit Angehörigen der von Ihnen geleiteten Landeskirche verknüpft, als daß ich über eine von Ihnen erlassene Kundgebung schreiben möchte wie über ein Vorgehen Fremder.

Schweigen kann leider die kirchliche Presse nicht dazu, am wenigsten ein Blatt, das an der von Ihnen mißbilligten Art evangelisch-sozialer Arbeit das innigste Interesse nimmt. Und Schweigen begehren Sie auch gar nicht, da Sie ja Ihr Vorgehen gegen Wenck so schnell als möglich in einem keineswegs vertraulichen Rundschreiben an Ihre Pfarrer bekannt gegeben haben, was seine weitere Verbreitung alsbald nach sich ziehen mußte.***)

In der That ist diese Mitteilung an Ihre Pfarrer für mich recht eigentlich das, was mir die Feder in die Hand zwingt. Hätten Sie dem Herrn Pfarrer Wenck irgendwelche persönliche

*) Vgl. Christ, S. 23: „Ich glaube steif und fest, daß in diesen Tagen der Teufel sich der Inspirations- und Kritikbegriffe bedient, um die Gemeinde der Erlösten in zwei Lager zu zersprengen."

**) Wir verzeichnen noch eine Schrift zu diesen Verhandlungen: Bibel und Wissenschaft. Eine Antwort auf den offnen Brief von Th. v. Lerber. Von Jakob Kündig, Pfarrer in Arlesheim. Basel, Reich. 21 S. 30 Pfg. — Der ganze Streit ist für die Kirchengeschichte der Gegenwart u. E. mindestens so wichtig wie der um den Bonner Ferienkursus entbrannte. D H

***) Vgl. die Veröffentlichung des Aktenstücks in Nr. 4 der Hilfe und in Nr. 5 der Chronik der Christlichen Welt.

Vorstellungen zu machen gehabt, so würde ich dies Vorkommn stillschweigend an die vielen derartigen Vorkommnisse angere haben, die unsrer heutigen kirchlichen und sozialen Lage eige tümlich sind. So aber haben Sie dem Fall eine prinzipie Bedeutung für Ihre ganze Landeskirche gegeben und damit a auf den Plan gerufen, die für kirchliche Grundsätze auf diese Gebiet überhaupt ein Interesse haben.

Sie gehen bei Ihrem Rundschreiben an die Pfarrämt davon aus, daß Wencks Artikel über Georg von Vollmar i der zweiten Probenummer von Naumanns Hilfe allgemein Aufsehn erregt habe, und finden eine Erschwerung dieses Th bestands offenbar darin, daß im Reichstag des Artikels mehrfa Erwähnung geschehen sei. Zunächst wundre ich mich, daß d in unserm heutigen Reichstage gehaltnen Reden bei einem eva gelischen Kirchenregiment so schwer wiegen. Sodann muß i bestreiten, daß das Aufsehn, das etwa Wencks Artikel üb Vollmar gemacht haben mag, allgemein mit einem moralische Anstoß am Inhalt des Artikels und seiner Urheberschaft ve bunden gewesen wäre, wie Sie anzunehmen scheinen. Es i vielfach als eine Kühnheit, ja als ein Fehler empfunden worde daß Naumann in eine Probenummer seines Blattes eine Artikel aufgenommen hat, der mit sichtlicher Sympathie da Charakterbild eines sozialdemokratischen Führers zeichnete: ma sagte sich, daß das offenbar nicht die Haltung des beabsichtigte Wochenblattes gegenüber der Sozialdemokratie überhaupt sei könne, und daß also Naumann richtiger gehandelt haben würde einen in dieser Richtung sein und seines Blattes Stellung deut licher und vollständiger ausdrückenden Aufsatz gerade der Probe nummer einzuverleiben. Allein das war erstens Naumann Sache, und zweitens war dieser Vollmar-Artikel insofern doc durchaus charakteristisch für Naumann und seine Hilfe, als e entschlossen ist, die Sozialdemokratie zu behandeln wie andr Parteien auch, das Gute an den Personen und Bestrebunge rund, ja freudig anzuerkennen, wo er es findet — ein christliche Verfahren, meine ich, von dem wir leider im politischen un kirchlichen Leben sonst noch weit entfernt sind.

Darüber also, ob es von Naumann klug war, diese Schil derung eines Gegners in sein Probeblatt aufzunehmen, ist viel fach geredet worden: aber den Artikel selbst und seinen Verfasser hat man „allgemein" nicht in dem Lichte gesehen, in dem Sie, hochverehrte Herren, ihn offenbar gesehen haben. Vergegenwärtigen wir uns die Anfangsworte des Gesagten:

Auch den Gegner muß man kennen, besonders wenn er bedeuten ist. Es giebt nun kaum einen Mann, der auf der politischen Bühn Deutschlands zur Zeit ein so großes Interesse beansprucht als Geor von Vollmar. In ihm verkörpert sich die jüngste Opposition gegen di Berliner Parteileitung der Sozialdemokratie — durch ihn erhält sie zugleich eine so große Bedeutung. Es ist darum natürlich, daß man sic mehr als bisher mit seiner Persönlichkeit beschäftigt. Man fragt nac seiner Vergangenheit, nach seinen Lebensschicksalen, nach seiner inner Entwicklung und ist erstaunt, so wenig von ihm zu wissen, während di Lebensbilder eines Karl Marx, Ferdinand Lassalle, Wilhelm Liebknech und August Bebel in den weitesten Kreisen bekannt sind. Vielleich kann die folgende Skizze diesem Mangel in etwas abhelfen, indem si den Versuch macht, auf Grund des Wenigen, das bisher über Vollmars Leben in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, ein Lebensbild zu entwerfen

Vergegenwärtigen wir uns ferner die Schlußworte:

Wir aber sehen ihn jedesmal mit trauerndem Herzen nach Berli oder nach München ziehen. Wir wissen, daß ihm dort das „Beste" fehlt um Gutes schaffen zu können. Wir wissen, daß er von der Religio so wenig versteht, wie er es selbst in Frankfurt vor den Genossen bekannt hat. Wir wissen auch, daß er von dem Königtum nichts wisse will, das mit starker Hand unter dem Jauchzen eines christlichen Volke für des Volkes Wohl arbeitet. Und darum wissen wir auch, daß Vollma nur [dafür Druckfehler: uns] eine Vorarbeit vollbringen wird, die ei christlicher, vaterländischer Sozialismus dereinst verbessern und voll führen soll!

Dazwischen nun liegen die zwei Spalten Lebens- un Charakterschilderung, sehr gut geschrieben und sehr nützlich zu lesen für alle, die sich einbilden, daß diese sozialdemokratische Führer eigentlich nur eine Rotte von Verführern und Auf rührern sind, die man am besten samt und sonders im Zucht haus unterbrächte. Ich kann nicht kontrolliren, ob es die ganz Wahrheit über Vollmar ist. Sollte aber Wenck zu freundlic gezeichnet haben, so begreife ich das vollkommen. Er hat ge schrieben unter dem Eindruck des sozialdemokratischen Parteitage

und insbesondere der Rolle, die Vollmar dort spielte. Ich kann nur bezeugen, daß der Gesamteindruck, den man dort mit hinwegnahm, der war, daß die sozialdemokratische Partei eine ernste, arbeitende ist, und daß sie das, wenn Vollmar noch mehr Einfluß auf sie gewinnt, noch mehr werden wird. Wie ungeheuer viel aber davon abhängt, daß die sozialdemokratische Partei sich in dieser Richtung entwickelt, wie es die einzige Aussicht auf eine wirkliche Lösung der vorhandnen innern Nöte ist, daß sie sich zu einer Arbeiterpartei mit praktischen Reformtendenzen herausbildet, darüber dürfte heute unter den ruhigen Beobachtern der allgemeinen Lage wie der sozialdemokratischen Bewegung, mögen sie sonst politisch stehen, wie sie wollen, eine merkwürdige Uebereinstimmung herrschen. Im Reichstage freilich spürt man solche ruhige Beurteilung wenig. Wenn nun aber ein Pfarrer in diesem Sinne Vollmar freudig würdigt, das sollte sich mit seinem Amte als Agent und Reiseprediger für innere Mission im Großherzogtum Hessen nicht vertragen?

Aber die Bauern! Das Volk! Es wird durch solche Artikel verwirrt. Wieder habe ich Ursache anzunehmen, daß dieser Thatbestand nicht vorliegt. Irgendwelche ängstliche Leute mögen über den Artikel Beschwerde geführt haben, die Bauern schwerlich. Ich weiß aus guter Quelle, daß gar mancher hessische Bauer die Ausführungen gelesen hat ohne den geringsten Anstoß und ohne die geringste Anwandlung, nun zur Sozialdemokratie überzugehen. Und sind wir Pfarrer, sind die kirchlichen Volksblätter dem christlichen Volke nicht vor allem die Wahrheit schuldig auch über die Sozialdemokratie? Wir beschuldigen oft die sozialdemokratische Presse der Verlogenheit uns gegenüber, und mit Recht, aber ist nicht auch in der kirchlichen Presse und von kirchlichen Männern auf Tribüne und Kanzel über Sozialdemokratie und Sozialdemokraten gar viel Entstelltes, Uebertriebnes, Halb- und Unwahres gesagt worden, teils aus Unkenntnis, teils im falschen Eifer? Man hat aber nie gehört, daß dagegen eine christliche Kirchenbehörde Einspruch erhoben hätte. Wenn die Hilfe uns strenge Wahrhaftigkeit und Billigkeit lehrt gegenüber der Sozialdemokratie, und wenn Ihr Darmstädter Reiseprediger ihr darin an die Hand geht, so übt er damit meines Erachtens keinerlei bedenkliche sozialpolitische Agitation, sondern im eminenten Sinne — innere Mission.

Es widerstrebt mir nun, auf Ihre beiden den Pfarrämtern mitgeteilten Schreiben an den Vorstand der Südwestdeutschen Konferenz für innere Mission, dessen Angestellter Pfarrer Wenck ist, näher einzugehen. Ich darf annehmen, daß der Vorstand seinen Geistlichen schützen wird. Wenn Sie aber deutlich genug der Konferenz aufgeben, ihren Reiseprediger in Unthätigkeit zu versetzen, „bis er durch die litterarische Darlegung seiner von der Sozialdemokratie abweichenden Meinung den üblen Eindruck seines Artikels einigermaßen beseitigte,“ und zugleich aussprechen: „in der weitaus großen Mehrheit unsrer evangelischen Bevölkerung und in der Gesamtheit der evangelischen Geistlichkeit unsers Landes teilt man jene Wenckischen Anschauungen nicht“ — so isoliren Sie den Pfarrer Wenck mit seiner sozialen Richtung meines Erachtens in einer Weise, die alle, die sich ihm verwandt fühlen, zum ernstesten Widerspruch verpflichtet.

Sie selbst heben hervor, daß Wenck in seinem Artikel an Vollmar den „Mangel an monarchischem Gefühl und Christentum“ beanstandet hat. Sie erkennen also sicherlich gern dies beides, monarchisches Gefühl und Christentum, dem Pfarrer Wenck zu. Aber Sie haben den „Eindruck, als ob nur jener Mangel Herrn Wenck von Herrn von Vollmar scheide, er (Wenck) aber mit Vollmar bezüglich dessen sozialpolitischen Bestrebungen einverstanden sei.“ Sie fügen hinzu: „Worin diese bestehen, brauchen wir nicht auszuführen, und ebenso wenig zu begründen, daß wir deren Förderung, soweit unser Einfluß reicht, nie zugeben werden.“

Gesetzt also, einem Pfarrer fehlte es nicht an Christentum und an monarchischem Gefühl, er wäre aber in den sozialpolitischen Zielen mit der Sozialdemokratie einverstanden und würde diese sozialpolitischen Ziele mit den loyalen Mitteln, die jedem Staatsbürger zustehen, an seinem Teil fördern, so würden Sie dem von Amts wegen entgegentreten. Nicht Irrlehre, nicht schlechter Wandel, nicht antimonarchisches Auftreten insbesondre sind nach Ihrer Meinung die alleinigen Vergehen, durch die ein Pfarrer seine Amtspflicht unerträglich verletzen kann, sondern auch seine sozialpolitischen Ansichten können Sie veranlassen, ihn nicht zu dulden. Woher, hochverehrte Herren, nehmen Sie die Kompetenz, die zu beurteilen? Wir Pfarrer werden gewarnt vor wirtschaftlichem Dilettantismus, und mit Recht; wer schützt uns vor einem etwaigen wirtschaftlichen Dilettantismus unsrer Kirchenbehörden? Einzelne in Ihrem Kollegium mögen ja sehr bewandert in den wirtschaftlichen Fragen sein, vielleicht Männer vom nationalökonomischen Fach, aber was folgt daraus für das Kollegium als Ganzes, in dem doch ohne Zweifel Mehrheitsbeschlüsse gefaßt werden und in dem die Mehrheit Theologen sind? Sollte nicht ein Konsistorium die Zumutung mit äußerster Energie von sich abwehren, in diesen Dingen Richter über seine Pfarrer zu sein?

Und wer kann denn, hochgeehrte Herren, Ihr Vorgehen anders beurteilen, denn als ein Verdikt gegen die gesamte evangelisch-soziale Richtung Naumannscher Observanz, der Wenck ausgesprochnermaßen angehört? Daß Wenck die sozialpolitischen Bestrebungen der Sozialdemokratie, auch wenn man von seinem Monarchismus und Christentum absieht, nicht teilt, wissen Sie. Es wissens alle Pfarrer Ihrer Landeskirche. Es wissens alle Leser der Hilfe, auch nur ihrer Probenummern. Es wissens alle, die es wissen wollen, auch der famose Freiherr von Stumm, der neuerdings am liebsten zur größern Ehre von Religion, Sitte und Ordnung den Professor Wagner über den Haufen geschossen hätte oder sich von ihm hätte über den Haufen schießen lassen. Nehmen Sie also in Ihrem Vorgehen überhaupt eine klare sozialpolitische Richtung ein, so treten Sie dem bekannten Naumannschen Sozialismus entgegen. Andernfalls hätten Sie doch nur Ihren Pfarrern aufgeben können, dem durch solche Artikel der Hilfe geärgerten Landvolk u. s. w. den Unterschied der Bestrebungen Wencks und Naumanns von denen der Sozialdemokratie klar zu machen!

Daß nun gegen die evangelisch-soziale Richtung, die in der Hilfe sich ein Organ geschaffen hat, im Schoße des Großherzoglichen Oberkonsistoriums Bedenken vorhanden sind, kann um so weniger verwundern, als solche Bedenken auch sonst geteilt werden. Ich teile sie nicht, aber ich maße mir gerade über die wirtschaftliche Seite der Sache kein eignes Urteil an. Ich gehöre längst zu denen, die vor der ungeheuern Schwierigkeit der wirtschaftlichen Fragen zurückschrecken und sich weder die Einsicht noch die Kraft zutrauen, da mit hineinzureden. Aber für Eines werde ich und wird mit mir der ganze Freundeskreis der Christlichen Welt immer eintreten, dafür nämlich, daß es auch unter den Pastoren solche geben muß, die sich dieser Dinge besonders annehmen, und daß man die, die das mit Ernst und Eifer und Geschick thun, ruhig gewähren lassen soll. Sie arbeiten für uns alle, auch für Sie, hochgeehrte Herren, und für die Kirche, der Sie vorstehen. Es thut nichts, wenn sie einmal irren und fehlgreifen. Sind sie lebendige Christen und haben sie ihr Vaterland lieb, so wird ihre Mitarbeit an den sozialen Aufgaben für Volk und Kirche von Segen sein.

Wenige genug sind es, die für die Vielen die theoretische und praktische Arbeit thun, die auf diesem Gebiete gethan werden muß. Wenck ist einer der treuesten, tüchtigsten und berufensten Mitarbeiter Naumanns. Ein großer Teil Ihrer hessischen Pfarrer weiß sich ihm herzlich verbunden. Finden Sie, daß er irgendwie auf gefährlichen Bahnen geht, und wollen ihn väterlich vertraulich beraten, so wird ein gutes Wort bei ihm sicher eine gute Statt finden; aber es geht nicht an, daß Sie um seiner längst bekannten und von vielen geteilten evangelisch-sozialen Anschauungen willen amtlich und öffentlich erklären: Hic niger est, hunc tu Romane caveto.*)

Hochwürdige Herren, es könnten etliche unter Ihnen sein, die mich nicht besser kennen und nun meinen, es sei mir ein besondres Vergnügen, diese peinliche Angelegenheit in meinem Blatte zu verarbeiten. Es giebt anderswo thatsächlich Leute, die stellen sich den Herausgeber der Christlichen Welt als einen

*) Das ist ein Schwarzer, vor dem hüte dich! D H

Menschen vor, der täglich auf der Lauer liegt, ob ihm nicht ein „Fall“ in die Falle gehen möchte. Viele Berufsjournalisten unsrer Tage leben ja vom Skandal. Ich darf Sie versichern, daß mir Kopf und Herz wehthut, so oft ein neuer „Fall“ in meinen Pflichtenkreis hereintritt. Unsre kirchliche Lage ist schwül; die Vorbedingungen zu „Fällen“ aller Art sind überall gegeben; nicht wenige, die schon Fakta sind, kommen zur Kenntnis der Redaktion, ohne daß sie Gegenstand der öffentlichen Besprechung werden dürften. Die Kluft zwischen Universitätswissenschaft auf der einen, Gemeindebekenntnis und Gemeindebedürfnis auf der andern Seite ist groß; unsre jungen Pfarrer müssen einen starken Glauben, ein solides Wissen und ein klares Gewissen haben, wenn sie sich glücklich durch alle Schwierigkeiten hindurchkämpfen sollen; mancher leidet Schiffbruch, innerlich, mancher auch wohl mit seiner äußern Existenz. Die Kirchenregimente haben gegenüber dieser innerkirchlichen Krisis eine schwere, ernste Aufgabe.

Nun wird diese Krisis theologischer Herkunft gekreuzt durch eine andre sozialen Charakters. Die kirchlichen Gegensätze verschwinden, über die Grenzen der Parteien hinweg wirkt hier zusammenschließend, dort trennend der Gegensatz sozialen Empfindens, sozialer Arbeit. Und während die Kirchenbehörden sich scheuen, in jene theologisch-kirchlichen Kämpfe und Entwicklungen entscheidend einzugreifen, in dem richtigen Gefühl, daß dies schließlich doch ihre Sache nicht ist, scheint hie und da, auch im Schoße Ihres Kollegiums, Neigung vorhanden, dieser sozialen Strömung ein entschlossenes Halt entgegenzurufen. Ich bitte Sie, verehrte Herren, lassen Sie davon ab. Es fehlt Ihnen das göttliche und menschliche Recht dazu. In dieser unsrer Zeit muß sich der Geist des Christentums offenbaren als eine Kraft der Rettung auch in den sozialen Nöten. Man hat wohl dem einen oder andern jungen Theologen, der Eifer zeigte nach dieser Richtung sozialer Arbeit hin, da und dort bei günstiger Gelegenheit die Hände zu binden gewußt: man hat innerlich gebrochne Leute damit gemacht. Das war der ganze Gewinn von solchem Eingreifen. Den Geist dämpfet nicht! Ist denn diese gegenwärtige Gesellschaftsordnung gar so heilig, daß ein Kirchenregiment sie mehr noch schützen müßte als die lautere Lehre? Ich denke an die Arbeitslosigkeit, und daß noch niemand gesagt hat, wie man auf dem Boden des heutigen Wirtschaftsbetriebs ihr steuern könne. Ich denke an die Prostitution und wie innig sie mit unserm gegenwärtigen sozialen Wesen verbunden ist bis in die Gesetzgebung und Polizeiverwaltung hinein. Ich könnte an vieles erinnern, und der Refrain müßte immer sein: wo Christentum und vaterländischer, gesetzlicher Sinn ist, da lasse man jedem Pfarrer wie jedem Christen seine soziale Gesinnung und auch das Wort darüber frei!

Hätte ich das Vorgehen einer Privatperson vor mir, so wüßte ich, wie ich schließen sollte: mit der herzlichen Bitte um Zurücknahme dieses Schrittes. Eine Behörde kann nicht wohl etwas zurücknehmen. Aber Sie werden, hochgeehrte Herren, einen Weg finden, der Sie und Ihre Pfarrer aus der unmöglichen Lage herausführt, in die Sie geraten sind. Je hochherziger der Ausweg ist, den Sie wählen, desto sicherer sind Sie der dankbaren Hingabe Ihrer durch das Rundschreiben beunruhigten Pfarrer und der herzlichen Zustimmung aller deutsch-evangelischen Kreise, die das Heil für unser Volk in innerer Reform und geistiger Erneuerung sehen.

Verzeihen Sie, hochgeehrte Herren, dies treugemeinte Wort

Ihrem aufrichtig ergebnen

D. Rade

Der antike Kommunismus und Sozialismus

3. Die Sozialkritik des Plato und Aristoteles*)

Die Platonische Kritik des Bestehenden geht davon aus, in der Geldgier die Wurzel alles Uebels aufzudecken; die Folge der Wertschätzung des Geldes ist die politische Herrschaft des Kapitals, die sich auch in der Beugung des Rechtes äußert. Die Klassen der Reichen und Armen stehen einander gegenüber wie zwei feindliche Staaten. Das schlimmste Uebel aber ist die immer fortschreitende Konzentrirung des Kapitals in wenigen Händen, wodurch auf der andern Seite Pauperismus und Proletariat erzeugt wird. Das kapitalistische „Drohnen-“ und Spekulantentum, das von der einzigen Gier nach Erwerb geleitet und hierdurch geistig und sittlich korrumpirt wird, feiert in diesem Staate der wirtschaftlichen Zügellosigkeit seine Triumphe. Aber unter der Oberfläche sammeln sich die aus Besitz und Recht gedrängten Proletarier, auf Umsturz sinnend und den Staat bedrohend. Die rücksichtslose Begierde der Besitzenden erzeugt als Nachwirkung dieselbe zügellose Gier des Proletariats, das sich in dem Hasse gegen das Kapital nicht genug thun kann. Aber dieser Individualismus gräbt sich selbst sein Grab, indem als das Ende des von ihm hervorgerufnen Kampfes zwischen Kapitalismus und Pauperismus die Tyrannis hervorgerufen wird.

So richten sich die sozialreformerischen Ideen Platos und seiner Gesinnungsgenossen vor allem gegen die kapitalistische Ordnung der Gesellschaft. Es gilt vor allem den Kampf gegen „den Reichtum und die Armut“ aufzunehmen, d. h. in unsrer Sprache: gegen die Kapitalkonzentration und den Pauperismus. Eingeschaltet werden mögen hier einige Aussprüche Platos über den Reichtum: Die wichtigste Aufgabe der Politik liegt nicht darin, dafür zu sorgen, „daß der Staat möglichst groß und möglichst reich sei.“ Denn Reichtum und Glück sind nicht identisch, da wahres Glück nur im Gefolge der Sittlichkeit vorhanden sein kann, diese aber durch den Reichtum gefährdet wird:

> Daß die sehr Reichen auch gut seien, ist unmöglich. Daß ein ausgezeichnet Guter auch hervorragend reich sei, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Der Weg aus den Uebeln der Gegenwart ist nun freilich bei Beibehaltung des Rahmens ihrer Gesellschaftsordnung nicht zu finden. Es gilt einen Bruch mit ihr und Rückkehr zum Naturzustande, dessen wesentliches Merkmal die Abwesenheit des Privateigentums ist. Freilich hat Plato im Laufe der Zeit auf die wirkliche Abschaffung des Privateigentums verzichten gelernt, aber sein Ideal bleibt darum doch der Kommunismus. Es ist bemerkenswert, wie unser Verfasser diesen kommunistischen naturrechtlichen Standpunkt Platos bekämpft, wenn er auch seine Motive würdigt. Er nennt das von Plato aufgestellte Ideal eines absolut konkurrenzlosen Zustandes eine Utopie und die reaktionäre Verherrlichung primitiver Gesellschaftszustände eine Verirrung. Die Aufhebung des Interessenkampfes würde die Aufhebung alles Wettstrebens überhaupt und damit die größte Hemmung der Vervollkommnung sein:

> Der Fortschritt wird darin zu suchen sein, daß der Wettstreit möglichst humane und edle Formen annimmt.

Daß die Platonische Gedankenrichtung, wenn auch nur in geringem Maße und sicherlich unbewußt, etwas Kulturfeindliches hat — Kultur im Sinne der Geisteskultur —, zeigt sich daran, daß er unter den im Idealstaat zu beseitigenden Luxusgegenständen z. B. auch die Kunst nennt, und zwar im selben Atem mit Köchen, Konditoren, Putzwarenfabrikanten u. s. w. Es ist jedenfalls ein Zeichen für die überschwängliche Begeisterung Platos, daß er sich nicht scheut, auch diese Dinge, für deren Bedeutung er doch sonst den entwickeltsten Sinn hat, um des kommunistischen Ideals willen preiszugeben. Die Zurückdrängung von Handwerk und Handel durch den Ackerbau ist eine Forderung, in der Plato sich mit Luther nicht nur, sondern auch mit einigen der modernsten Sozialpolitiker (z. B. Jentsch; vgl. Nr. 24 d. v. J.) berührt. Aber er hat sich wenigstens auf die Dauer nicht zu der absoluten Verwerfung des Handels hinreißen lassen, den er vielmehr später für eine Wohlthat erklärt, da er „allen Bedürfnissen abhilft und eine Gleichmäßigkeit des Besitzes herbeiführt.“ Freilich will er den Handel, soweit als er die Selbstbereicherung und nicht das Wohl des Ganzen zum Ziel hat, einschränken, indem er dem Staate die Festsetzung der „wahren Werte,“ also eine Preisregulirung aufträgt. Der Händler soll eine Art Beamter werden, der sich mit einem „mäßigen“ Ertrage begnügen muß

*) Die erste Hälfte dieser Besprechung des Werkes: Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus von Rudolf Pöhlmann (München, Beck 1893. Erster Band. 11,50, gebunden 13 Mk.) findet sich in Nr. 41 des vorigen Jahrgangs. D H

Abschaffung des Zinses und Annäherung des Kaufes ans Tauschgeschäft in der Naturalwirtschaft, Einführung einer im Auslande wertlosen Landesmünze, wie das spartanische Eisengeld, soll die erstrebenswerte Einschränkung des Handels vollenden, besonders dem Importhandel eine Schranke setzen. Noch weiter geht in der Bekämpfung des Handels, speziell des Geldhandels, Aristoteles.

Meisterhaft und sehr lesenswert ist die Beurteilung, die Pöhlmann dieser Sozialpolitik der hellenischen Philosophen angedeihen läßt. Gerade hier ist die Vergleichung mit modernen volkswirtschaftlichen und sozialethischen Strömungen besonders fruchtbar geworden. Ich hebe einige Sätze heraus:

Es ist das unsterbliche Verdienst der hellenischen Sozialtheorie, für alle Zukunft den Nachweis erbracht zu haben, daß das Glück der Völker nicht bloß von der Erzeugung einer möglichst großen Masse von Gütern, sondern in gleichem, wenn nicht höherm Grade von der Art und Weise ihrer **Verteilung** abhängt. Wenn man sich den einseitigen Produktions-, ja Produzentenstandpunkt vergegenwärtigt, der für die neuere Nationalökonomie bis tief in unser Jahrhundert hinein maßgebend war, so wird man eine gewisse Beschämung empfinden angesichts der hohen geistigen und sittlichen Energie, mit der hellenische Denker die Frage nach den volkswirtschaftlichen und sozialethischen Wirkungen der verschiednen Formen der Einkommens- und Vermögensverteilung, die Frage nach der wünschenswerten Verteilung überhaupt, nach dem **Ziel**, das in dieser Hinsicht erstrebt werden soll, in den Vordergrund gerückt und zu lösen versucht haben.

Den Kampf dieser Denker gegen die einseitig individualistische Auffassung des Eigentumsbegriffes vergleicht unser Verfasser mit den Ideen v. Iherings, eine allerdings frappirende Parallele.

So kehrt die moderne Welt von den verschiedensten Ausgangspunkten her zu dem Grundgedanken der hellenischen Sozialphilosophie zurück, daß die keine Grenzen kennende Pleonexie (das Mehr-habenwollen) der Individuen ihre prinzipiellen Schranken in den Forderungen des gemeinsamen Wohles aller finden müsse.

Es ist wahr, der ethische Idealismus Platos und Aristoteles wird der Frage des wirtschaftlichen Fortschritts nicht gerecht; aber diese Einseitigkeit ist nur die Kehrseite eines großen Vorzuges: der klaren Erkenntnis, daß auch diese Frage eben nur im engsten Zusammenhange mit den ethischen Fragen zu beurteilen ist.

Trotz der pessimistischen Beurteilung des wirtschaftlichen Arbeitslebens, zu der der hochgespannte Tugendbegriff des ethischen Idealismus ... führen mußte, bricht bei Plato dennoch die Erkenntnis durch, daß auch das ökonomische Leben sich bis zu einem gewissen Grade mit sittlichen Empfindungen erfüllen könne und müsse. Dem rein ökonomischen Arbeitsbegriff, der in der Wirklichkeit als ausschließlich herrschend angenommen wird, wird als sittliches Soll, als Ideal des Prinzips die Arbeit im sozialethischen Sinne gegenübergestellt. Es wird gezeigt, wie auch die wirtschaftliche Arbeit wahrhaft **geadelt** werden könnte, wenn sie nicht bloß als Mittel zur Befriedigung des wirtschaftlichen Egoismus ausgebeutet, sondern im Geiste vernünftig-sittlicher Selbstbeschränkung und in dem Bewußtsein geübt würde, daß sie zugleich eine in den notwendigen Bedürfnissen der Menschheit begründete soziale Dienstleistung ist. Es ist die Idee eines **sozialen Dienstpostens**, eines volkswirtschaftlichen Beamtentums, wie sie neuerdings wieder von Rodbertus, Ihering u. a. aufgestellt worden ist, die uns bereits hier vollkommen klar entgegentritt.

Aristoteles ist weit entfernt von jener materialistischen, die Geschichte einzig und allein vom Standpunkte des Klassenkampfes aus betrachtenden Anschauungsweise, die das ökonomische Moment geradezu als das immer und überall bestimmende, für die Gestaltung der Gesellschaft einzig und allein ausschlaggebende hinstellt und das gesamte politische, weltliche, geistige und religiöse Dasein des Volkes nur als einen Ueberbau gelten läßt, dessen Gestaltung durch das ökonomische Fundament und die wirtschaftliche Struktur der Gesellschaft unbedingt vorgezeichnet sei.

Allerdings hat auch der hellenische Sozialismus durch eine Entwicklungsphase hindurchgehen müssen, die sich durch eine starke Ueberschätzung der Abhängigkeit des sittlichen Lebens von wirtschaftlichen Faktoren charakterisirt. In den überschwänglichen Hoffnungen, die Plato auf eine sittliche Wiedergeburt durch den Kommunismus setzte, tritt uns diese Verirrung drastisch genug entgegen. Allein wie rasch ist gerade hier die Korrektur erfolgt! Schon der Aristotelische Sozialismus hat sich von diesen Illusionen über die allheilende Kraft des Kommunismus wieder emanzipirt und ihnen gegenüber die sittliche Unvollkommenheit der Menschennatur mit einer Schärfe und Klarheit betont, von der der moderne Sozialismus in seiner ökonomischen Einseitigkeit noch weit entfernt ist.

Ich habe diese Belegstellen so ausführlich mitgeteilt, um zur Lektüre zu reizen oder wenigstens einen Eindruck zu geben, wie reich an Anregungen das Buch für uns ist. Den Respekt vor dem Altertum zu heben und vor dem Irrtum zu warnen, als seien die evangelisch-sozialen Ideen, die uns selbstverständlich erscheinen, allein dem Christentum eigentümlich, ist ein andrer Zweck dieser Auszüge.

4. Utopien

Die Betrachtung der **Platonischen Idealstaates** steht wie billig im Mittelpunkte der Darstellung.

Wenn der „beste Staat" die Verkörperung der vollkommnen „Gerechtigkeit" sein soll, so ist es nach den Platonischen Voraussetzungen nötig, daß seine leitenden Organe aus der Verflechtung des Wirtschaftslebens herausgenommen seien; es bedarf eines Beamtentums, das durch eine feste Besoldung den Interessenkämpfen entrückt ist. Die „Hüter" des Staats sollen darum sogar außerhalb des Stadtstaates in einem festen Lager wohnen; sie sollen, um gegen alle Versuchungen des Egoismus gefeit zu sein, auf Privateigentum verzichten; ihr Sold, der von der Bürgerschaft gezahlt wird, besteht in Naturalien; sie führen keinen Privathaushalt, sondern werden in Speisehäusern gespeist; ja sogar soweit geht die Einschränkung der Selbstsucht, daß an Stelle der Familie die völlige Frauen- und Kindergemeinschaft tritt. Durch die Loslösung von allen individuellen Interessen und durch eine systematische Erziehung zur Staatsregierung besonders vermittelst der Philosophie und Religion soll eine Herrscherklasse herangezüchtet werden, die nie um materieller Güter willen die in ihre Hand gelegte Macht mißbrauchen wird. Durch eine staatliche Regelung der Auslese bei der Fortpflanzung soll auch für die Zukunft der Fortbestand eines solchen vollendeten, zur Regierung geeigneten Herrscherstandes gesichert werden. Je größer das Interesse Platos an dieser aristokratischen Hüterklasse ist, um so weniger scheint ihn die Lage des Erwerbsstandes zu kümmern. Man hat dies aus dem Aristokratismus des Plato abzuleiten gesucht. Aber Pöhlmann weist überzeugend nach, daß die angebliche Interesselosigkeit für den dritten Stand gar nicht vorhanden ist. Es ist einerseits das unbedingte Vertrauen zu der Weisheit der von ihm konstruirten Hüterklasse, die ihn hindert, den Regierenden hindernde Detailvorschriften darüber zu machen, wie sie die Massen regieren sollen. Daß Plato aber sich für das höchste Wohl der arbeitenden Klasse interessirt hat, zeigen Forderungen wie die, daß die Bürger sowohl vor Not wie vor Ueberfluß bewahrt werden sollen, Anweisungen über die moralische Erziehung und Hebung des dritten Standes, vor allem aber sein ganzer ethischer Standpunkt mit seiner Wertschätzung der sittlichen Persönlichkeit. Der Aristokratismus Platos besteht in Anschauungen, die wir im wesentlichen billigen müssen. Z. B. die Warnung vor einem Hineindrängen in die Studien auch von denen, die nicht begabt genug sind oder durch die Beschäftigung mit Handarbeit eine „Knickung der Psyche" erlitten haben. Hierzu zitirt Pöhlmann als Parallele die Ausführungen des Jesus Sirach 38, 24: die Weisheit der Schriftgelehrten gedeihet in glücklicher Muße, und wer in seinen Geschäften erleichtert ist, wird weise. Damit ist aber nicht gesagt, daß Plato es für notwendig erklärt habe, einen Teil des Volkes in dieser Unfähigkeit zu geistigem Leben herabgedrückt zu halten. Und was die harten Urteile über die politische Unreife und Regierungsunfähigkeit der Masse anlangt, so entspringen sie einer Anschauung, die gerade heute mehr und mehr wieder an Boden gewinnt, nachdem wir unsre Lust an demokratischen Einrichtungen gründlich gebüßt haben. Diesen Ausführungen wird vollkommen die Wage gehalten durch den Eifer, den Plato für die wahre Volksbildung und Erziehung, für eine wahrhaft den Individualitäten entsprechende Arbeitsteilung und seine Wertschätzung der bürgerlichen Arbeit, die allerdings durchweg unter dem sozialen Gesichtspunkt eines Dienstes für das Gemeinwohl angesehen wird. Daß Plato seinen Idealstaat nicht in zwei völlig verschiedne organische Hälften, die Regierenden und die Regierten, wird auseinanderfallen lassen wollen, ist von vornherein wahrscheinlich. Aber er spricht es auch aus, daß die kommunistische Lebensverfassung, die bei den Regierenden durchgeführt ist, auch das Ideal sei für die Regierten. Denn auch hier gilt es ja den Unterschied von Armut und Reichtum aus der Welt zu schaffen samt seinen bösen Folgen. Aber alle Detailfragen, wie ein solcher Zustand einzurichten sei, hat er beiseite gelassen.

Uns interessirt nun hier besonders die Frage, wie Plato sich zu den beiden großen sittlichen Prinzipien stellt, die sich je nach verschiednen Gesichtspunkten in den Schlagworten: Aristo-

kratie — Demokratie, oder Individualismus — Sozialismus fassen lassen.

In Bezug auf den Aristokratismus Platos haben wir schon gesehen, daß er allerdings für die Hüterklasse eine bevorzugte Stellung fordert, insofern als sie der Fürsorge für ihren Lebensunterhalt überhoben sein soll, und daß ihr allein die Regierung in die Hand gegeben wird. Aber was das Erstere anlangt, so ist ja diese Freiheit von der Not des Lebens nichts weniger als ein Zustand unbeschränkten Genießens und raffinirter Ueppigkeit, sondern die ganze Tendenz des Gesetzgebers geht ja vielmehr dahin, die Hüterklasse vor den Verlockungen der Ueppigkeit zu bewahren, indem er ihr einen zwar sichern, aber einfachen Lebensunterhalt gewährt. Aber auch die Macht, die er ihr in die Hand giebt, ist ja vielmehr eine Aufgabe, als eine Konzession an die Herrschsucht des Starken. Weit entfernt ist diese Anschauung von der wahnsinnigen Idee Nietzsches, der sich fälschlich auf Plato beruft. Ueberhaupt fehlt diesem Aristokratismus das Empörende, das den Theorien Nietzsches anhaftet. Es sind ja doch nicht die natürlichsten Qualitäten der Kraft und des Mutes in erster Linie, die diesen Starken die Vorherrschaft sichern, sondern ihr Uebergewicht hat seine innere Berechtigung darin, daß eine weise, sittlich-ernste, kunstvolle Erziehung diesen Starken ihre Stärke erst verliehen hat. In ihrer Herrschaft triumphiren nicht die Individuen durch ihre rohe Gewalt, sondern es herrscht durch sie die Idee des Guten. Wir würden vielleicht nicht der Philosophie solche Wunderwirkungen zutrauen wie Plato. Aber den Gedanken werden wir doch einfach annehmen und über die Politik des zwanzigsten Jahrhunderts schreiben müssen: Nicht Herrschaft der Masse, sondern Herrschaft der Besten, Edelsten, Weisesten! Ob sich das hierzu nötige Quantum von Weisheit auf die Dauer in einem abgeschlossenen Stande wird konserviren lassen — das ist eine andre Frage, Plato hat darüber wohl zu optimistisch gedacht. Man könnte aber paradox sagen: Platos Staat hat einen aristokratischen Zug um des Wohls der Masse willen. Nicht weil seine Vorliebe ganz auf Seiten der Aristokraten steht, sondern weil es für den Staat im ganzen besser ist, will er die Herrschaft der Besten über die Massen.

Der Annahme gegenüber, daß die Platonische Staatsidee völlig sozialistisch auf die Absorbirung des Individuums hinauslaufe, vertritt Pöhlmann die Auffassung, daß in ihr vielmehr eine Koinzidenz von Sozialismus und Individualismus stattfinde. So sehr auch das Interesse der Gesamtheit dem des Einzelnen übergeordnet wird, so fest auch der Einzelne an die Pflichten gegen den Staat gebunden wird, so weit entfernt ist doch diese Anschauung von einer Behandlung des Individuums als Mittel zum Zweck: „Sie behauptet eine präftabilirte Harmonie zwischen dem richtig verstandnen Einzelinteresse und dem des Ganzen.“ So stellt ja Plato die individuelle philosophische Ausbildung höher als alle irdischen Interessen und erklärt ein wissenschaftliches Leben für besser als das Leben im Staat und für den Staat.

Nur der Not und der sittlichen Pflicht gehorchend steigen die zur Leitung des Staats Berufenen von den seligen Höhen wissenschaftlicher Betrachtung herab zu den Geschäften des Lebens. Auch thun sie das keineswegs bloß um des Staats willen, sondern ebenso sehr um ihrer selbst willen, weil ein gut regierter Staat die unerläßliche Voraussetzung für das Gedeihen der Wissenschaft, für die erfolgreiche Pflege der idealen Interessen überhaupt bildet. Diese Interessen selbst aber weisen nach Plato immer und immer wieder gebieterisch auf ein höheres, unsterbliches Dasein, das eine Ausgleichung irdischer Mißverhältnisse in Aussicht stellt, wie sie selbst der vollendetste Staat nicht zu erreichen vermag. Daher endigt auch der Entwurf des Idealstaats sehr bezeichnend . . . mit einem Ausblick auf den Pfad, der nach dem führt, „was droben ist“ und auf dem sich diejenigen, die ihn unentwegt verfolgen, schon hienieden weniger als Bürger des irdischen Staates, denn als die künftigen Himmelsbürger fühlen.

Daß bei Plato der sittlich notwendige Individualismus nicht verkürzt wird trotz den angespanntesten sozialen Forderungen, ergiebt sich aus seiner Auffassung der Sittlichkeit überhaupt. Denn da das Glück nur im Gefolge der Tugend besessen werden kann, so ist also die Sittlichkeit ebenso sehr um des Einzelnen willen erstrebenswert, wie um des Ganzen willen. Mag dieser Formulirung ein starker Eudämonismus anhaften — sie zeigt doch, daß Plato nicht daran denkt, das Individuum dem Zwecke der Gesamtheit einfach aufzuopfern oder auch nur sein Wohl und Wehe für gleichgiltig zu erklären.

Ueberhaupt ist ja der sozialistische Gedanke der Gemeinschaft nicht irgendwie mechanisch gedacht, denn ihr Ziel ist ja wieder die Gerechtigkeit, die jedem Einzelnen das Seine geben will. Durch diese Abhängigkeit des Ganzen von dem Ideal der Gerechtigkeit ist verlangt, daß keine unwürdige Knechtung und Absorption des Einzelnen durch die Gemeinschaft stattfindet. Der Staat ist außerdem auf Freiwilligkeit, auf Freiheit basirt, denn die Herrschaft, die das Richtige trifft und den wahren Bedürfnisse der Menge entgegenkommt, wird nicht als Zwang empfunden. Auch die Art, wie jedem das zuerteilt wird, was seiner Natur entspricht, was ihm gebührt, enthält eine freudige Anerkennung des Individualismus.

Als Resultate von bleibendem Wert bezeichnet unser Verfasser folgende Gedanken Platos: die Ueberwindung des extremen Individualismus durch die Staatsgesinnung, die Forderung eines vom Interessenkampf losgelösten Beamtentums, die Erkenntnis, daß eine rein individualistische demokratische Massenherrschaft zur Klassenherrschaft der Reichgewordnen sich entwickeln und schließlich in die Thyrannis umschlagen muß. Auch in die Gestaltung des Privatrechts hat Plato den sozialen Gedanken eingeführt, insofern jedes Recht und jeder Besitz durch die Rücksicht auf die Gemeinschaft gebunden und eingeschränkt werden soll. Seine Forderung des Kampfes gegen „Armut und Reichtum,“ seine Sorge für die Volkserziehung — das alles enthält Gedanken, die von der modernen Sozialwissenschaft wieder aufgenommen sind, und an deren Durchführung wir heute arbeiten. Als eine wichtige Einzelheit hebt Pöhlmann noch das hervor, daß Plato bereits den ganzen furchtbaren Ernst des Bevölkerungsproblems erkannt habe, wenn auch seine Behandlung desselben von uns verworfen werden müsse.

Ueberhaupt dürfen wir uns der Kritik nicht enthalten. Soviel wir aus der Vergangenheit positiv lernen können — wichtiger und lehrreicher ist vielleicht die Erkenntnis der fundamentalen Unterschiede in der Betrachtungsweise. Hier hebt unser Verfasser Folgendes hervor. Vor allem scheiden wir uns von der falschen naturrechtlichen Grundlage. Ein solches Naturrecht, ein Recht an und für sich, das nicht da oder dort, sondern wahrscheinlich nirgends vorhanden ist, das aber der „Natur“ entspreche und darum von ewiger, allgemeiner Bedeutung sei — ein solches Recht ist vielmehr das Resultat eines besonderen unter bestimmten geschichtlichen Verhältnissen entstandnen Denkens, es ist ein geschichtlich bedingtes Ideal und darum nicht ewig, sondern zeitlich. Diese naturrechtliche Auffassung enthält den schwerwiegenden Fehler in sich, daß das, was dem sittlichen Denken als das sittlich Beste erscheint, auch das Naturgemäße, daher Einfachste, daher leicht Durchzuführende sei, während in Wahrheit gerade die sittlich indifferente „Natur“ der Durchführung solcher Ideale den schwersten Widerstand entgegensetzt. — Ein weiterer, freilich mit jenem Vertrauen zur Natur zusammenhängender Fehler ist die ungeheure Ueberschätzung der Erziehung. Es ist ein Aberglaube, zu meinen, daß man durch eine systematische Erziehung eine solche Klasse von Weisen heranzüchten könne, die imstande wären, dauernd den Staat zum Besten zu lenken. Es ist ein Aberglaube, nicht nur weil hierbei die Thatsache ignorirt wird, daß die bedeutendsten Genies sehr häufig ganz ohne Erziehung aus rätselhaften Ursprüngen hervorbrechen, sondern auch besonders deswegen, weil hierbei mitwirkt eine Unterschätzung des radikalen Bösen in der menschlichen Natur, das häufig durch keine Erziehung zu bewältigen ist, am wenigsten durch die Mitteilung philosophischen Wissens. Ueberhaupt ist ja die übertriebne Wertschätzung des Wissens, die Verkennung seines geringen Einflusses auf den Willen ein Hauptmoment der Schwäche des Platonischen Denkens. Dieser Rationalismus konnte erst durch das Christentum überwunden werden. Das unbegrenzte Vertrauen auf die Wirksamkeit der Institutionen, besonders des Kommunismus, verkennt ebenfalls die nicht durch solche Mittel zu bändigende Kraft des menschlichen Egoismus. Besonders utopische Gedanken zeitigt die optimistische Vorstellung von

dem Vermögen der menschlichen Vernunft da, wo Plato von der Heranzüchtung jener Herrscherklasse durch staatliche Ehekontrolle redet. Ferner tadelt unser Verfasser den Mangel jeder Schutzvorrichtung gegen einen Mißbrauch der Macht durch die Regierenden, den absoluten Ausschluß des Volksbeirats, der in gewissen Grenzen nicht entbehrt werden kann. In übertriebner Weise faßt Plato den Staat nur als einen Organismus auf, der von einem Zentrum aus einheitlich geregelt werden muß. Hierbei wird übersehen, daß die Geschichte zu einer reichen Differenzirung und Verselbständigung der einzelnen Staatsteile neigt, eine Entwicklung, die nur zum Schaden der wahren Kultur aufgehalten werden darf. Auch das Prinzip der Arbeitsteilung hat Plato überspannt. Im Interesse einer vollen Entwicklung der Individuen wird ihm vielmehr ein Gegengewicht zu geben sein.

Der letzte Grund, den Pöhlmann gegen die Utopie Platos anführt, ist der, daß er die Unmöglichkeit verkannt habe, jemals in dieser Welt eine solche Koinzidenz von Individualismus und Sozialismus herbeizuführen, wie der Vernunftstaat sie verheißt. Gewiß ist das richtig. Darum bleibt eben die Platonische Idee ein Ideal, ein regulatives Prinzip für alles Streben der Menschheit. In einer andern Form freilich wird sie sich mächtiger erweisen, nämlich in der zwar nicht urchristlichen, aber modern-christlichen Idee vom Reiche Gottes: dieser Bruderbund der an Gott glaubenden und ihm dienenden Menschen, die ihre Seligkeit finden in diesem Dienste Gottes und der Arbeit für ihre Brüder, bietet denen, die mit aller Kraft und Innigkeit, deren sie fähig sind, zu ihm gehören wollen, jene Uebereinstimmung von individualistischen und sozialen Motiven, die zu einer wahren Sittlichkeit erforderlich ist.

Es folgt nun noch die Darstellung des „zweitbesten Staates" Platos, des Fragments des Aristotelischen Staatsideals und die Schilderung des sozialen Weltstaates des Stoikers Zeno. Aber unser Raum ist längst ausgefüllt. Ich verweise unsre Leser auf das herrliche Buch selbst und bitte im Interesse unsrer Sache um ein ernstes Studium. Für den zweiten Band, der auch den urchristlichen „Sozialismus" behandeln wird, wünschen wir dem Verfasser Glück, Stimmung und den Blick für das Richtige, der vielleicht dem Urchristentum gegenüber nicht leicht zu gewinnen ist. Johannes Weiß

Ein zweites Wort über die Feuerbestattung

Es wird der Christlichen Welt von wohlwollenden Gegnern oft vorgeworfen, daß sie als ein Sprechsaal mit gar zu offnen Thüren sich erweise und so, wenn auch nicht unter Zustimmung des Herausgebers, nicht selten Gedanken ausspreche, die, manchen ihrer Leser verwirrend und bedrückend, übelwollenden Gegnern eine Handhabe zur Polemik werden müßten. Je überzeugter ich diesem Vorwurf oft entgegen getreten bin — er vergißt, daß Fragen, die Zeitungen und Volksversammlungen erörtern, dadurch nicht aus der Welt geschafft werden, daß ernste Blätter sie ignoriren oder nur in polemischer Zustutzung erwähnen —, um so notwendiger scheint es mir, daß die von dem Herausgeber durch die „offnen Thüren" freundlichst eingelassenen Ausführungen über die Feuerbestattung in Nr. 4 dieses Jahrgangs innerhalb unsrer vier Wände nicht unwidersprochen bleiben. Ich sehe es sonst kommen, daß trotz der Anmerkung des Herausgebers gewisse Zeitungen über die Wunden klagen, die er der Frömmigkeit beibringe.

Im ersten Jahrgang der Christlichen Welt (1887, Nr. 43 f.) ist die Frage der Feuerbestattung in konservativem Sinne behandelt worden, in ausdrücklichem Gegensatz gegen Jakob Grimms idealistische Träumereien, die in Nr. 4 dieses Jahrgangs die Haupteideshelfer des Verfassers waren. Mit herzlicher Zustimmung habe ich jene Ausführungen nachgelesen und habe mich dieser Uebereinstimmung um so mehr gefreut, je mehr ein neulicher Artikel desselben Verfassers über den Parsifal (Nr. 3 dieses Jahrgangs) meinen Widerspruch gereizt hatte: — doch wie viele unsrer jetzigen Leser können jene acht Jahre alten Artikel nachlesen? Trotzdem liegt es mir fern, zu wiederholen, was dort gesagt war. Nur einen Gedanken möchte ich

stark betonen. Gewiß ists richtig, daß sich für und gegen Feuerbestattung sehr lebhaft plädiren läßt, ohne daß mit jenem das Christentum angegriffen, mit diesem es verteidigt würde. Wenn man aus der Stellung zur Feuerbestattung eine Christentumsprobe macht, so gehört das auch mir zu den Unbegreiflichkeiten moderner Kirchlichkeit. Das aber ist mir nicht unbegreiflich, daß man die praktische Stellungnahme zu dieser Frage — ich sage absichtlich praktische, um die theoretische auszuschließen — zu einer Probe pastoraler Weisheit macht. Die Geschichte lehrt, wie langsam sich die Christianisirung eines Volkes vollzieht. Ehe sich nicht eine christliche Sitte gebildet hat, bleiben die besten Predigten bei Tausenden relativ wirkungslos. Die Sitte ist eine pädagogische Großmacht ersten Ranges. Das wird jeder praktische Geistliche zumal auf dem Lande lernen. Drum ists meiner Meinung nach eine der primitivsten Forderungen pastoraler Pädagogik, die christliche Sitte zu stärken, so lange sie sich halten läßt, die indifferente Sitte zu adeln, soviel als es möglich ist, und die unchristliche Sitte zu bekämpfen, soweit es irgend Erfolg verheißt. Wir alle haben gegen die Zivilehe keine prinzipiellen Bedenken; wir alle würden um der Verwirrung willen, die ihre Abschaffung mit sich brächte, jetzt für sie eintreten, falls das Zentrum durch das bürgerliche Gesetzbuch sie zu beseitigen unternehmen wollte: allein wer möchte leugnen, daß ihre Einführung der christlichen Sitte und dadurch der Christlichkeit unsers Volkslebens geschadet hat? Steht es mit der Frage der Feuerbestattung anders? Gewiß nicht. Nur liegen die Dinge hier noch viel klarer. Denn, soviel es auch in den siebziger Jahren gerühmt ist, daß man nun außerhalb des Schattens der Kirche geboren werden, heiraten und sterben könne: die zivile Beurkundung des Personenstandes hat ihrem Ursprung nach längst nicht so deutlich das Zeichen antichristlicher Gesinnung getragen, als es bei der Feuerbestattung der Fall ist. Für Zeiten, wie die der französischen Revolution es waren, mag man es preisen, daß Leute wie der Bischof Grégoire im Eingehen auf die allermodernsten Ideen bewies, daß diese trotz ihres zum Teil religionsfeindlichen Ursprungs mit der Predigt des Christentums sich vertragen; Leute wie Grégoire vertraten inmitten der Siege eines radikalen Fortschritts den Konservativismus, soweit er nicht überhaupt aussichtslos war. Allein gegenüber radikal fortschrittlichen Ideen, die von einem Siege noch weit entfernt sind, und für die im Namen des Christentums doch nicht ernstlich gesprochen werden kann — mich hat es nur indignirt, wenn in Nr. 4 die „guten Werke" des Evangeliums (Matth. 25, 36 ff.) auf eine Linie gerückt sind mit dem Bestreben, „den Ueberlebenden die Folter (!?) zu ersparen, die mit der Beerdigung geliebter Toten verbunden ist" —, gegenüber solchen radikal-fortschrittlichen, eine der tiefstwurzelnden Volkssitten mit all ihrer edeln und tiefen Symbolik angreifenden Ideen haben wir Theologen, wie ich meine, allen Anlaß, Anwälte der guten alten Sitte zu sein. Freilich ists nötig, daß immer wieder gesagt wird: das Christentum hängt nicht an dieser Sitte, es fiele nicht, wenn die Sitte fiele. Allein was falscher Apologetik gegenüber gesagt werden muß, das aus höchsteigner Begeisterung für den Fortschritt — und einen vielleicht sehr fragwürdigen Fortschritt — der Welt zu verkündigen, das können wir ruhig andern überlassen. Wenn wir uns der Gefahr, daß Christentum und rückschrittliche Barbarei, Christentumsfeindschaft und fortschrittliche Bildung zusammengeworfen werden oder wohl gar zusammenwachsen, auf keinem andern Gebiete aussetzen, als bei der Frage der Totenbestattung — dann Heil der Kirche! Derer, die ohne mit christlichem Denken gebrochen zu haben, der Feuerbestattung das Wort geredet oder sie gar für sich selbst gefordert haben, sind bisher nicht eben viele gewesen. — In einer Michelianerstunde hörte ich vor Jahren einmal einen schwäbischen Bauern über 1 Kor. 9, 19 ff. reden. „Da kann mer eppes (d. h. ein beträchtliches Etwas) schaffe," sagte er, wenn man so wie der Apostel allen alles werde. Allein das sei nicht so leicht. Der alte Flattich — ein schwäbisches Original, der als Pfarrer in Münchingen 1797 starb — habe das auch gewollt, sei in die Wirtshäuser gegangen, um am Kartentisch die Leute zu gewinnen, u. s. w.; aber er habe bemerkt, daß er „allerlei geworden sei," ohne andre zu gewinnen.

Wer wird, um einen zu gewinnen, der es nicht leiden würde, daß man ihn zu den von dem Hirten verlornen Schafen rechnete, neunundneunzig andre vor den Kopf stoßen? Diese Erwägung allein hat, meine ich, in dieser Frage unsre praktische Haltung zu bestimmen.

Daß ich über die Frage, ob ein Geistlicher zu tadeln oder gar zu entsetzen sei, der sich amtlich an einer Feuerbestattung beteiligt hat, hiermit nicht geurteilt haben will, sei ausdrücklich hervorgehoben. Die Frage erfordert zweifellos je nach individuellen und örtlichen Verhältnissen verschiedne Beantwortung. Gefährlich, weil mißdeutbar, ist jedes Einschreiten. Und bedenklich erscheint es mir selbst, wenn eine Kirchenbehörde die Beteiligung eines ihr sonst schon unbequemen Geistlichen an einer Feuerbestattung würdigt, als gleiche sie dem letzten Tropfen, der ein ohnehin volles Gefäß zum Ueberfließen bringt. Denn in beiden Fällen reizt man den Widerspruch und den Spott — nicht nur auffeiten der Feinde des Christentums, und setzt sich dem Verdachte aus, als verwechsle man die Sitte mit dem Glauben, dem sie eine Reihe bildlicher Anschauungs- und Vorstellungsformen gegeben hat. Allein, solange die Sitte als nichts andres denn als Sitte verteidigt und geschätzt wird, ist mir nicht fraglich, wo jede Kirchenbehörde heute ihre Stellung zu nehmen hat. Heilig ist die religiöse Sitte: wir sollen uns hüten, mutwillig an ihr zu rütteln; sie begräbt in ihrem Falle oft mehr, als die wohlmeinenden Stürmer dachten. Wenns aber von einer religiösen Sitte gilt, daß sie in diesem Sinne sakrosankt ist, so gilts von der Sitte, die das Ostergrab geheiligt hat. Und gegenüber allen Schrecknissen der Verwesung ist mir noch nie ein „Foltergefühl" gekommen, weder am Grabe meiner Brüder noch am Grabe meines Vaters, wohl aber die Erinnerung an ein sehr derbes, aber auch sehr schönes Wort aus einer Osterpredigt Luthers:

Es stößet gar sehr vor den Kopf, wenn man die Vernunft lässet mit ihren Gedanken den Augen nachhängen.... Denn da kann einer nichts denn eitel Todesgedanken haben, weil er siehet den Leib daliegen, jämmerlich und gräßlich faulen und stinken.... Solches kann niemand leugnen, es ist ein sehr ärmlich Ding um eines toten Menschen Leichnam. Aber wenns gälte, mit der Vernunft hier zu handeln, könnte ich ebenso spöttisch davon reden als du. Sie haltens für eine große Kunst, was die Vernunft davon urteilet. Aber so ich meine Augen nach richten wollte, so wollte ich darauf wetten, wo es zum Treffen käme, wollte ichs viel ärger machen, und diesen Artikel viel jämmerlicher zurichten, denn du. Siehest du ein Totenaas faulen, ich sehe es auch. Siehest du eines Menschen Leichnam von Würmern, Fischen, Wölfen oder andern Tieren zerrissen und gefressen werden, ich sehe es auch.... Aber ich habe einen höhern Verstand, denn die Augen sehen und Sinne fühlen. Denn da stehet der Text, der heißt: **Resurrexit, er ist auferstanden**, er ist nicht im Grabe und nicht in der Erden liegen blieben, sondern von den Toten auferstanden.... Siehe, wie thut ein Ackermann, der da säet auf dem Felde und das Korn dahin in die Erde wirft, daß es verfaulen und verderben muß, daß es scheinet, als sei es gar verloren. Dennoch hat er keine Sorge, als sei es umsonst, ja er vergisset, wo das Korn bleibet, fragt nichts darnach, wie es ihm gehet, ob es die Würmer fressen oder sonst verderbe, sondern gehet mit eitel solchen Gedanken davon, daß um Ostern oder Pfingsten werden schöne Halme herauskommen und viel mehr Aehren oder Körnlein tragen, als er dahin geworfen hat. Wenn das ein junger Bauer sähe, der zuvor kein Korn hätte wachsen sehen, der würde gewißlich zu ihm sagen: O Vater, was machst du? Wie kommst du auf die Thorheit, daß du das Korn in die Erde wirfst; da ist es verloren, es wird verfaulen.... Der Sohn dünket sich klug zu sein.... Aber der Vater spricht: Lieber Sohn, thue die Augen zu und laß mich mit dem Korn handeln, ich wills nicht verderben. Also spricht Gott auch: Lieber, laß mich mit meinen Christen handeln, und laß dichs nicht anfechten, ob sie schon enthauptet, verbrannt und getötet werden; was daraus werden soll, da laß mich für sorgen. (Erlanger Ausgabe, zweite Auflage, Bd. V, S. 13 ff.)

Das Zitat lehrt, daß auch Luther gegen die Feuerbestattung keine Glaubensgründe angeführt haben würde. Aber ich meine, es lehrt über dieselbe Frage noch mehr. F Loofs

Anmerkung des Herausgebers. Vorstehender Artikel war mir genau so willkommen wie der durch ihn beanstandete in Nr. 4. Dergleichen Fragen müssen diskutirt werden, und wenn man die Christliche Welt darum einen „Sprechsaal" schilt, so ist ihr das nur eine Ehre. Zur Sache bemerke ich:

1. Es ist sehr schwer, den Wert der Sitte preisen und zugleich der persönlichen Freiheit ihr Recht geben.

2. Wenn erst alle Instanzen unsrer Kirche sich grundsätzlich dazu bekannt haben werden, daß es keine Christentumsprobe ist, ob jemand vorzieht, durchs Feuer oder in der Erde zu verwesen, dann wird es leichter sein, für die Beerdigungssitte einzutreten.

3. Es ist vorläufig keine Gefahr, daß die Verbrennung der Toten zur Sitte werde, dafür ist sie viel zu kostspielig. Nur Großstädte ersten Ranges haben ein ernsteres Interesse an ihr, fürs weite Land stellen sich hundert Gründe dagegen. Vorläufig ist es die Liebhaberei etlicher reichen Leute, sich verbrennen zu lassen. Ich persönlich verzichte darauf schon aus meinem sozialen Empfinden heraus.

4. Ich finde mit dem Verfasser des vorstehenden Artikels unsre Begräbnissitte schön, würdig, sinnig. Wo Mißstände eingedrungen sind, die ein feineres Gefühl verletzen, soll man sie abstellen. Ueber den Ernst des Todes und der Verwesung hinwegzutäuschen, dazu ist keine Art von Bestattung berufen.

5. Wenn jemand, den ich als lebendigen Christen kenne, für die Verbrennung der Toten lebhaft eintritt, so ist mir das an sich bemerkenswert und gegenüber der Art, wie solche Fragen vielfach kirchlicherseits als von Glaubens wegen längst entschieden abgelehnt werden, die Reaktion einer wahrhaft evangelischen Gesinnung. In diesem Sinne habe ich den Artikel in Nr. 4 verstanden und aufgenommen.

6. Sehr lesenswert ist ein vor kurzem erschienenes kleines Schriftchen: Wie stellen sich in Deutschland die evangelischen Kirchenbehörden und kirchlichen Vertretungen zur Feuerbestattung? Von Dr. Proebstieg, Arzt in Wiesbaden. Wien, 1894. 18 S. Es wendet sich mit berechtigtem Zorn gegen die Tendenz, „der Feuerbestattung das Brandmal kirchlichen Frevels aufzudrücken," und legt die völlig verschiedne Praxis der Landeskirchen dar.

7. Keinem Kirchenregiment soll zugemutet werden, die Neuerung zu fördern. Den Pfarrern aber soll man die Freiheit gewähren, im Amtskleid zum mindesten häuslicher Trauerfeier beizuwohnen, wenn sonst die Vorbedingungen dafür bei dem Verstorbnen wie bei den Angehörigen erfüllt sind. Nicht den Pfarrer, aber das Amtskleid ausschließen, heißt dem Amtskleide eine Bedeutung geben, die nicht evangelisch ist. Diese Entscheidung scheint mir die unerträglichste von allen; denn wenn ich der Familie nicht zufällig nahe befreundet bin, werde ich ihr den Gottesdienst auch im gewöhnlichen Rock als Pfarrer abhalten — was macht denn den Pfarrer, das Amtskleid oder daß er von Berufs wegen Gottes Wort und Trost verkündigt?

Die Verhandlungen über die Feuerbestattung sind für unser Blatt, wie wir hoffen und wünschen, wieder für längere Zeit geschlossen. R

Verschiedenes

(Neuere Litteratur zur Schriftfrage) Besprochen wurden in den Artikeln Nr. 1—4 d. J.:

1. Dr. med. Quittel, Regierungs- und Medizinalrat in Aurich, Ein Anlangen bei der Frage: Enthält oder ist die Bibel Gottes Wort? Berlin N, Deutsche Evang. Buch- und Traktat-Gesellschaft, 1892. 19 S. 25 Pfge.
2. Generalleutenant z. D. von Hertzberg, Wie dünket euch um die Schrift? Frankfurt a. O., G. Harneckers Buchhandlung, 1892. 26 S. 50 Pfge.
3. Karl Dietrich, Die Urheberschaft des Lukasevangeliums und die kritisch-historische Theologie. Leipzig, Gustav Fock, 1892. 32 S. 60 Pfge.
4. Wilhelm Latt, Lehrer, Die Bibel als Erzieherin. Leipzig, Max Busch, 1892. 68 S. 1,50 Mk., 10 Ex. 10 Mk.
5. Professor D. Grau, Was bleibt vom Alten Testament? Vortrag am 16. Februar 1891 in Berlin. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1891. 22 S. 30 Pfge.
6. Lic. Leonhard Stählin, Pfarrer in Bayreuth, Christentum und heilige Schrift. Vortrag am 9. Juni 1892 in Leipzig. Erlangen und Leipzig, A. Deichert Nachf., 1892. 35 S. 60 Pfge.
7. Professor D. A. Schlatter, Der Glaube an die Bibel. Rede in der Pastoralkonferenz der Barmer Festwoche am 11. August 1893. Barmen, Wupperthaler Traktat-Gesellsch., 1893. 24 S. 40 Pfge.
8. Fr. Donndorf, Wie stehst du zur Bibel? Flugschrift. Leipzig, H. G. Wallmann, 1894. (Sammlung theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen, redigirt von Lic. Weber. V. Serie, 11. Liefg.) 18 S. 30 Pfge.
9. J. Petran, Hat der evangelische Christ von der kritischen Behandlung der Bibel etwas zu fürchten? Ein Wort zur Verständigung. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn, 1893. 68 S. 1 Mk.
10. D. H. Bassermann, Professor, Unsere Stellung zur heiligen Schrift. Karlsruhe, Braunsche Hofbuchhandlg., 1893. 17 S. 50 Pfge.
11. Wilhelm Heß, Prof. am Gymnasium zu Freiburg, Die Bibel, Einführung in Inhalt und Verständnis der heiligen Schrift. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1894. 95 S. 1,20 Mk.
12. J. M. Wilson, Gottes Offenbarung oder: Warum glaubst Du nicht an die Bibel? Deutsch nach The theory of Inspiration. Glogau, C. Flemming, 1892. 60 S. 1 Mk.
13. Lic. Dr. Baensch, Die moderne Bibelkritik und die Autorität des Gotteswortes. Vortrag am 16. Juni 1892 in Erfurt. Erfurt, Hugo Günther. 47 S. 80 Pfge.
14. D. Johannes Gottschick, Die Bedeutung der historisch-kritischen Schriftforschung für die evangelische Kirche. Akadem. Antrittsrede. Freiburg i. B., Mohr, 1893. 32 S. 80 Pfge.

Berücksichtigt oder erwähnt wurden ebendort:

15. Professor D. Kübel, Ueber den Unterschied zwischen der positiven und der liberalen Richtung in der modernen Theologie. Zweite Auflage. 1893.

16. Martin Finckh, Stadtpfarrer in Eßlingen, Kritik und Christentum. Stuttgart, Fr. Frommann, 1893. 234 S. 2,50 Mk.
17. Professor Lic. Müller, „Altgläubige“ und moderne Gläubige. Eine populär-theologische Auseinandersetzung mit der Theologie der Christlichen Welt. Erlangen, Deichert, 1894. 36 S. 50 Pfge.
18. Professor W. Volck: In wie weit ist der Bibel Irrtumslosigkeit zuzuschreiben? und
19. Professor F. Mühlau, Besitzen wir den ursprünglichen Text der Heiligen Schrift? Dorpat, Karowsche Buchhandlung, 1884. 20 und 24 S. Je 30 Kop.
20. Propst Kier, Bedarf es einer besondern Inspirationslehre? Kiel, Homann, 1891. 32 S. 60 Pfge.
21. Professor Grau, Zur Inspirationslehre und zum ersten Kapitel der Bibel. Leipzig, Fr. Richter, 1892. 24 S. 40 Pfge.

Nachträglich genannt sei:

22. Pastor Dienemann, Reesen, Provinz Sachsen, Der heilige Geist als Inspirator. (Sammlung theologischer und sozialer Reden.) Leipzig, H. G. Wallmann, 1893. 44 S. 50 Pfge.

Schriften zum Baseler Streit:

23. Adolf Kinzler, theologischer Lehrer am Missionshaus in Basel, Ueber Recht und Unrecht der Bibelkritik. Zur Verständigung mit ängstlichen Verehrern der Bibel. Zweiter Abdruck. Basel, A. Rein, 1894. 46 S. 60 Pfge. Dazu
24. Jakob Kündig, Pfarrer in Arlesheim, Bibel und Wissenschaft. Eine Antwort auf den offnen Brief von Th. v. Lerber. Basel, R. Reich, 1895. 21 S. 30 Pfge.
25. Dr. Hermann Christ, Am Wasser Mara. Basel, R. Reich, 1895.

(Von Ritschl weg?) Die unbestimmte Ueberschrift kann mancherlei Gedanken anregen. Z. B. über die unleugbare Thatsache, daß die beherrschende Stellung der Person Christi in Ritschls Theologie keineswegs von allen festgehalten wird, die von ihm ausgingen. Nicht von diesem Wichtigsten, worin schließlich alles zusammenläuft, ist für heute die Rede, wenigstens nicht unmittelbar.

Oftmals, seit des Vollendeten Theologie zu wirken begann, haben Gegner und Freunde gefragt, ob es möglich sei, die von ihm eingenommne Haltung zu dem mit jedem Geschlecht neu sich aufdrängenden Problem „Glauben und Wissen“ festzuhalten. Es ist hier nicht der Ort, mit Schulbegriffen davon zu reden. Nur an einige der Formen, die jene Frage unzählige male im gebildeten Gespräch annimmt, sei erinnert. Darf man, heißt es, das Gebiet des Glaubens von dem des Wissens wie mit einer Mauer abschließen? Sind die „bösen“ Werturteile nicht wirklich nur eine Verlegenheitsauskunft? (Denn von „Werturteilen“ ist in der That auch da die Rede, wo man weder zu Gunsten noch Ungunsten des genannten Theologen sie zu definiren vermöchte.) Bricht nicht die Metaphysik gewaltsam in die Theologie herein, wie oft man sie auch ausweise? u. a. m.

Die Fachgenossen wissen nun wohl, wie vieles im einzelnen gethan ist zur Zerstreuung solcher Bedenken. Auch an zusammenhängenden Darstellungen hat es nicht gefehlt, die fern von aller schädigenden Beschönigung Schwankungen, Widersprüche, Lücken offen besprochen haben; eine Darstellung wie die von Traub (Zeitschrift für Theologie und Kirche) wird auch Nichttheologen einen klaren Einblick in die Sachlage gewinnen lassen. Aber man kann die Thatsache sich nicht verhehlen und man kann sie nicht unterschätzen, daß weiten Kreisen der um weniges jüngern Generation damit nicht völlig genügt ist. Sie kommen mit ganz bestimmten Einzelforderungen, wollen unzweideutige Antwort, z. B. auf die Frage nach dem Verhältnis des göttlichen Wirkens zur menschlichen Verantwortlichkeit, zum Gebet, weiterhin zu manchen Problemen der Naturwissenschaft. Definitionen wie die, daß der natürliche Zusammenhang des Geschehens der Betrachtung vom göttlichen Zweck aus untergeordnet werde, daß z. B. der Wunderglaube in dem Erleben der Zweckmäßigkeit der eignen Lebensführung in Beziehung auf die Erlösung begründet sei, befriedigen sie nicht. Sie fragen, ob das „in jeder Hinsicht“ „wahr“ sei: ob es wirklich im einfach unverworrenen Wortsinn Schuld gebe; ob, zunächst rein nur auf dem Gebiet des innern Lebens, ein Geschehen stattfinde, das nicht wäre, wenn nicht gebetet worden wäre; und ob denn, wenn man so etwas im Ernst bejahte, der so kühn behauptete oder so großmütig zugestandne lückenlose Kausalzusammenhang wirklich auch ernst gemeint sei. Am Ende „lebe diese systematische Theologie doch nur von der Verneinung ihrer Prämissen.“

Ein Symptom solcher Stimmung ist die Schrift „Das Verhältnis der menschlichen Willensfreiheit zur Gotteslehre bei Luther und Zwingli“ von Dr. Max Staub (Zürich, 1894). Als dogmengeschichtliche Einzeluntersuchung gehört sie nicht in diese Zeitschrift. Aber ihre letzte Absicht ist deutlich eine systematische, und die überall spürbare persönliche Beteiligung macht überhaupt ihren Reiz aus. Vom Studium Ritschls herkommend hat sich ihm beim Zusammenstoß mit modernem Monismus und Nihilismus diese Theologie nicht als die Stütze erprobt, die er bei ihr suchte. Er will nun von Ritschl aus weiterkommen, indem er eine Strecke hinter ihn zurückgeht, er bewegt sich sozusagen in der Diagonale zwischen Ritschl und Biedermann. Nicht alles, was die Reformatoren im Verhältnis zur Willensfreiheit „Gott“ genannt, ist wirklich auch inhaltlich Gott, der biblisch-christliche Gott. Aber wenn auch das metaphysische Absolute den christlichen Gottesbegriff nicht adäquat ausdrückt, so kann und muß man doch den Physikotheologen die Rechtfertigung des Gottesbegriffs im allgemeinen entnehmen, um eine wissenschaftliche Grundlage für die Glaubenslehre zu finden. Der so fundirte Gottesbegriff erlaubt dann und fordert eine wirkliche („theistische“) Unterscheidung von Gott und Welt, und dadurch wird es möglich, einerseits alle Resultate der Naturforschung anzuerkennen, andrerseits alle unentbehrlichen Grundgedanken des Christentums, die Geschichte einer Offenbarung, deren Inhalt der sittliche Gedanke sei, Verantwortlichkeit, Gebet, Wunder.

Bei solchen Versuchen, und der genannte steht keineswegs vereinzelt, gilt es streng zu unterscheiden zwischen den positiven Behauptungen und ihrer Begründung. Jenen kann man oft aufs herzlichste zustimmen, ja man darf sagen: viele, die Ritschl dankbar sind und bleiben, haben von Anfang an, stillschweigend oder öffentlich, solche Sätze für unumgänglich erachtet und nie begreifen können, wie man das leugnen sollte, haben auch kein Hehl daraus gemacht, daß, wenn man dies Recht beanstandete, Opposition gegen Ritschl ihnen geradezu als Pflicht erschiene. Aber die Losung „hinaus, indem zurück,“ „Diagonale“ (s. o.) ist wohl eine bedenkliche Lösung. Zum ersten ist sie, so wie in der obigen Schrift gemeint, schwerlich irgend ein Schutz und Hort gegen den gefürchteten Materialismus und „Monismus.“ Derartige Sätze sind solchen Feinden teils gleichgiltig, teils um nichts weniger verächtlich als die Ritschlschen. Wie schon oben angedeutet, es gereicht der christlichen Absicht des Verfassers nur zur Ehre, wenn er so energisch für die Verantwortlichkeit eintritt; aber er kann sich doch kaum verhehlen, daß die Kluft, die ihn dadurch vom „modernen“ Denken trennt, durch Raisonnements wie die über die Selbständigkeit der Welt im Verhältnis zu Gott nicht ausgefüllt werde, oder daß ihm diese Kluft, die er nicht ausfüllen will, deswegen weniger zu schaffen mache, daß er deswegen ein besseres wissenschaftliches Gewissen habe. Daher ist es begreiflich, daß andre, die „von Ritschl weg“ sich wenden, zu sachlichen Konzessionen bereit sind, gerade in der Frage der Schuld, des Gebets u. s. w., mit denen nun einmal das Christentum nicht zusammen bestehen kann, wie seinerseits unser Verfasser so warm und treffend zeigt. Sie beide aber, und das ist der andre Einwand, den man erheben darf, erinnern, genau besehen, an Lösungsversuche vor Ritschl, deren Unhaltbarkeit damals eben niemand mehr verborgen bleiben konnte und dem Ritschlschen Grundgedanken den Weg in vielen Gemütern bahnte. So mancher neueste Vorschlag sieht den, der die letzte Zeit vor Ritschl schon mit Bewußtsein erlebt hat, wie ein alter Bekannter an, gerade wenn man sich von seniler Unterschätzung der Kraft und Frische, des lebendigen Interesses und der reichen, die ganze Breite des Lebens umspannenden Anschauung, mit der solche Versuche auftreten, völlig frei weiß.

Schreiber dieser Zeilen war zweifelhaft, ob er sie der Christlichen Welt vorlegen dürfe. Aber die Aufforderung, jener Arbeit einige Worte gerade in dieser Zeitschrift zu widmen, war von ihrem Verfasser in dem Sinne gemeint, es solle damit im kleinen ein Beitrag gegeben werden zur Ueberwindung des Vorurteils, daß die Christliche Welt einer bestimmten Schule diene, und überhaupt der Parteiurteile. Wer wollte dazu nicht gern sein Scherflein beitragen? Aber auch deswegen folgte ich gern dieser Aufforderung, weil mich oft jener Gedanke beschäftigt, wir könnten bei so viel nötiger Not uns manch unnötige sparen, wenn wir auch in dieser vielverhandelten Frage „für oder wider Ritschl“ uns von der Geschichte sagen ließen, welche Art dankbaren Lernens von bedeutenden Männern die lehrreichste ist. Nicht die Verbindung ihres neuen Grundgedankens mit disparaten Größen, d. h. aber nach den Gesetzen des geistigen Fortschritts Rückgang zu irgend einer Kombination der Vergangenheit, deren Ungenügen solche Männer tief genug empfanden, um vorwärts zu kommen, sondern die Vertiefung in den Grundgedanken. Sie führt von selbst zur viel schärfern Entdeckung wirklicher Lücken und zur wirklichen Fortbildung des Grundgedankens auch durch die Kleinern in ihrem bescheidnen Teil, bis wieder ein Großer neuen Zeiten neue Mittel darzureichen gewürdigt ist, um das ewige Evangelium ihrem Verständnis näher zu bringen. Th Häring

(Erfreuliches aus der Presse zum kirchlichen Streit) Das Volk bringt in Nr. 23 einen längern Artikel zu „der Angelegenheit der Professoren Meinhold und Grafe in Bonn.“ Wird es auch der wissenschaftlichen Stellung dieser Herren unsers Erachtens darin nicht gerecht, so ist doch das, was es fordert, durchaus zutreffend. Ja auf diesem Wege allein kann der Streit weitergeführt werden, und nur so wird er für die Gemeinde, für die Wissenschaft, für alle Beteiligten zum Segen werden. Hier nur einige Sätze aus dem Artikel:

„Es sei gestattet, auch einige Gedanken eines Laien, der aber für die Entwicklung unsrer evangelischen Kirche lebhaftes Interesse hat, über diese Sache hier vorzutragen. Es hat allgemeines Erstaunen und Entrüstung, wenigstens in kirchlichen Kreisen, hervorgerufen, daß Professor Meinhold die ganze Patriarchenzeit, die Erzählungen von Abraham, Isaak und Jakob als Sage hingestellt hat. Mich wundert dabei eigentlich nur, daß eben diese Aeußerungen so großes Erstaunen hervorrufen konnten. Nach meiner Kenntnis sind diese Anschauungen keine andern, als sie seit Jahrzehnten in den sogenannten »gebildeten« Kreisen gäng und gäbe sind. Vor mir liegt ein wenigstens früher viel gelesenes Buch: Geschichte des Altertums von Max Duncker. . . . Nun, mehr hat doch, nach den Zeitungsnachrichten zu schließen, Professor Meinhold auch nicht gesagt. Nun mag es ja sein, daß die seit dem Erscheinen von Dunckers Werk so außerordentlich fortgeschrittene Erforschung des alten Orients diese Anschauungen berichtigt und die Wahrheit jener ehrwürdigen Erzählungen bestätigt hat. . . . Wie weit das wahr ist, kann ich nicht feststellen, aber ich halte es, wie gesagt, wohl für möglich, daß die Angriffe auf das Alte Testament und seine Erzählungen leicht widerlegt werden können. Aber — und das ist es, worauf ich hauptsächlich kommen will — warum geschieht es denn nicht, und zwar an Orten und in einer Form, wo eine solche Widerlegung nicht nur den theologischen Fachgelehrten, sondern wo sie hauptsächlich und in erster Reihe dem Laien zugänglich ist? Es giebt ja doch eine positive christliche Theologie, eine Wissenschaft, die nicht von den sämtlichen biblischen Schriften nur ein trauriges Trümmerfeld von Mythen und Fälschungen übrig läßt. Also mögen doch die Herren nun

endlich in die Arena der Oeffentlichkeit herabsteigen und den vielen, die sich geradezu sehnen nach etwas Besserm, als ihnen die trostlose moderne Kritik bieten kann, die Schätze ihres Wissens eröffnen. Heraus mit euerm Flederwisch! ...

„Man wird fragen, wo denn Derartiges veröffentlicht werden soll. Wer unsre sogenannten »belletristischen« Zeitschriften öfters zu Gesicht bekommen hat, wird zugeben, daß sie sich gerade in den letzten Jahren vielfach mit kirchlichen und religiösen Fragen beschäftigten. Ich meine Zeitschriften wie Gegenwart, Grenzboten, Preußische Jahrbücher, Deutsche Rundschau, Zukunft. . . . Eine ganze Anzahl würden sie [vom positiven Standpunkt aus geschriebne Artikel], wenn sie sich im übrigen der Form der Zeitschrift anpassen, aufnehmen. . . .

„Von einem evangelischen Geistlichen hörte ich das Wort, das Christentum dürfe nicht zum Paganismus, zur Bauernreligion werden. Damit es das aber nicht werde, muß eben dem Gebildeten die positiv christliche Auffassung der Dinge, insbesondre des geschichtlichen Wertes der heiligen Schriften auch dort entgegengebracht werden, wo man bisher nur die entgegengesetzte, die von Professor Meinhold jetzt den anscheinend damit bisher ganz unbekannten Pastorenkreisen vorgetragne Auffassung vertreten fand. . . . Das Interesse und die Neigung unsrer Gebildeten für Religion und Kirche ist lebhaft wieder erwacht. Wird sie aber nun nicht von berufner Seite in zweckmäßiger Weise angeregt und aufgeklärt, so wird wenigstens die evangelische Kirche nicht den Gewinn davon haben, den sie haben könnte. . . . Es muß alles daran gesetzt werden, das Christentum den höhern Ständen wieder näher zu bringen. Dazu ist es aber eben unvermeidlich, daß ihnen die Ergebnisse der positiven Wissenschaft weit mehr zugänglich gemacht werden, als es bisher der Fall war. Mit naivem Erstaunen oder bedauerndem Achselzucken über die »Neuerer« ist es nicht gethan." — So weit das Volk.

Mit andern Worten: Hier hilft nur positive Arbeit. Durch positive Arbeit soll die positive Theologie ihre Stärke beweisen. Durch positive Arbeit soll gestritten und überwunden werden herüber und hinüber. Alles andre bringt doch nur Scheinerfolg. Sollten aber Gegenwart, Grenzboten, Preußische Jahrbücher, Deutsche Rundschau und Zukunft die geforderten Artikel der positiven Theologen ablehnen, so steht ja unter andern auch die Christliche Welt zur Verfügung! Alles Ernstes.

Noch etwas Erfreuliches aus dem Reichsboten Nr. 14: „Auch ein Rat an ängstliche junge Theologen." Habt Gottvertrauen, betet, lest die Bibel und — arbeitet, arbeitet, arbeitet! — Man kann nicht mehr und Besseres sagen. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 6 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Meine Verlobung mit Frau Ella **Rump**, geb. **Rump** beehre ich mich anzuzeigen.
Fürstenau (Hannov.), Jan. 1895
W. Arning, Pastor

Am Sonntage, 3. Febr., schenkte uns Gott ein kräftiges Töchterchen.
Hirschberg i. Schles., 3. Febr. 1895
Pastor **Erich Foerster**
und Frau **Ilse**, geb. **Fraas**

Für das Sommerhalbjahr sucht ein junges Mädchen **Pension** u. Familienanschluß in einer Pfarrerfamilie. Angebote bitte zu richten an Frau Superintendent
Willecke,
Helmstedt (Herzgt. Braunschw.)

Cand. min., früher Erzieher an einem Waisenhause, sucht eine **Hauslehrer- od. Prädikantenstelle.** Nähere Auskunft erteilt Prediger **Hennicke**, Magdeburg.

Korbflaschen

zu Geschenkzwecken sehr geeignet, mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** rc. **Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.
Rich. Kox, Importgeschäft,
Duisburg a. Rh.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ350.—an, von ℳ80.—an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle.
Höchster Rab. Alle Vorteile.
Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in **Giessen** **Nr. 162.**

Cand. theol., im Unterrichten geübt, sucht sofort oder zu Ostern Stellung als **Hauslehrer.** Offert. unter **H D** an d. Exp. d. Chr. Welt.

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig

Schlottmann, Kompendium der bibl. Theologie des Alten und Neuen Testam. Herausg. v. Dr. E. Kühn. **2. Aufl.** Preis 4, eleg. geb. 5 Mk.

Für die Passionszeit

Im Verlag der Buchhandlung des Nassauischen Kolportagevereins zu Herborn erschien:

Joh. Amos Comenius, **Passions-, Oster- und Himmelfahrtspredigten.** 27 Bogen 8°. Mit dem Bilde des Verfassers. Wohlfeile Ausgabe 2 Mk., gebunden 2,75 Mk.

Fischer, G., **Gethsemane.** Ein Passionsbild in sieben Betrachtungen. 2. Auflage. 15 Pfge.

Wagner, W., **Unter Christi Kreuz.** Betrachtungen über die sieben Kreuzesworte Jesu. 20 Pfge., fein geb. 50 Pfge.

Hugo Rothers theol. Buchhandlung
(Martin Warneck)
Linkstraße 4 **Berlin W. 9** Linkstraße 4
Ankauf ganzer Bibliotheken
sowie einzelner Werke gegen sofortige Zahlung.

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig

Graul, **Die Unterscheidungslehren** der verschiednen christl. Bekenntnisse im Lichte der heiligen Schrift. **Zwölfte** Aufl. Herausg. von **Prof. Dr. R. Seeberg in Erlangen.** Preis 1,60 Mk., eleg. gebunden 2 Mk.

Demnächst erscheint:
D. Rudolf Kögel,
Oberhofprediger u. s. w. in Berlin
Deine Rechte sind mein Lied
Geschichten und Aussprüche zu den Psalmen
Preis etwa 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk.

Hermann Dalton,
Konsistorialrat in Berlin
Auf Missionspfaden in Japan
Preis etwa 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk.
Bestellungen nimmt schon jetzt entgegen:
Hugo Rothers theol. Buchhandlung (**Martin Warneck**)
Berlin W 9, Linkstraße 4

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Soeben sind erschienen:
Hefte zur Christl. Welt Nr. 16 u. 17: **Kirche Christi und Landeskirche.** Zwei Vorträge, gehalten auf der Evangelischen Konferenz in Schlesien von **Karl Müller**, Prof. d. Theol. in Breslau, und **Erich Foerster**, Pastor in Hirschberg. **Preis 60 Pfge.**

* Zahlreiche **freiwillige** Anerkennungsschreiben, nicht eingeforderte, wie dies sonst meist üblich. *

Auch diesmal ist das Tuch zur Altar- und Kanzelbekleidung zu unsrer vollen Zufriedenheit ausgefallen.
18. Februar 1894
M.., Pastor, **B..** bei Priemhausen.

Anzug- u. Ueberzieherstoffe
für Herren und Knaben,
Altar- und Kanzeltuch
in den stilgemäßen Farben,
echt und reinwollen,
gediegenes Fabrikat
versendet direkt an Private zu **billigsten Preisen**
Th. Herrmann,
Sagan Nr. 34 (Schlesien).

Besten Dank für heut empfangene Sendung. Mit Ihnen kann doch niemand konkurriren. Ihre Sachen sind wirklich ausgezeichnet und dabei billig.
4. April 1894. **S..**, Pastor, **E..** (Holstein)

* Reichhaltige Musterauswahl frei! *

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig